



Inhalt: Die Königsgräber in Roskilde (mit Illustration von Vincent St. Verche). — Frieda. Eine Skizze von V. S. L. (Schluß). — Augenärztin. — Schneeverweht (mit Illustration). — Creilte Flüchtlinge. — Erzählung von Emil Mario Vacano. Kapitel III und IV. — Lied, componirt von G. Lieber. — Der Schuh, von Jeanne Marie von Gayette Georgens. (Schluß). — Räthsel. — Nebus. — Auflösung des Räthfels Seite 362. — Correspondenz. — Notizen.



DIE KÖNIGSGRÄBER IN ROSKILDE

Eine stille Stadt und ein stiller Ort ist's, wohin uns zu begleiten wir jetzt die Leser bitten wollen — Roskilde und sein Dom, die Gruft der dänischen Könige.

An der Eisenbahnlinie Kopenhagen-Korsbø, in Seeland, liegt, am tiefeingeschnittenen Isefjord, das alte Roskilde. Es ist die älteste Stadt Dänemarks, und sein Ursprung verliert sich in vorgegeschichtliche Zeiten. Durch die geschützte Lage am inneren Gestade eines tiefen Meerbusens zog es aber schon früh die Aufmerksamkeit der seeländischen Könige auf sich, und bereits im 10. Jahrhundert sehen wir, daß Harald Blåtand, nachdem er zum Christenthume bekehrt ist, Roskilde zu seiner Haupt- und Residenzstadt erhebt.

Vor ihm hatten die heidnischen Inselkönige in Leire, einer ungefähr eine Meile von Roskilde entfernten Stadt, ihren Hof gehalten, wenn man nämlich den einfachen Haushaltungen der wilden Freibeuterhauptide und ihrer ungeschlachten Reden diesen Namen beilegen kann. Im heiligen Haine bei Leire wurde Hertha, die Göttin Seelands, verehrt. Aber wohl, um den Born der entthronten Göttin nicht noch mehr zu erregen durch eine Kirchenanlage auf ihrem geheiligten Gebiet, und wohl auch durch die bessere Lage gelockt, verlegte Harald, nachdem er 975 getauft worden war, seinen Hof nach Roskilde und ließ dort zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit anfänglich eine Kirche von Holz errichten, die jedoch bald größeren und solideren Bauten weichen mußte, bis in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts, unter der Regierung Sven Estridsens, Bischof Wilhelm den Grundstein zu dem jetzigen imposanten Dome legte.

Mit dem Könige befreundet und von ihm in jeder Weise gefördert, konnte der Bischof den Bau leicht beschleunigen, bis ein zufälliges Ereigniß beinahe für

immer das gute Einvernehmen zwischen den Beiden gestört hätte.

Wir wollen die Geschichte erzählen, denn sie ist bezeichnend für die Sitten und Ansichten des frühen Mittelalters.

Sven Estridsen war ein tapferer König und stolzer Herr, liebte lustige Gelage mit Harfnern, Hofnarren und treisenden Trinkhörnern — aber es ging nicht immer fein sittsam zu bei diesen Tafeleien. So geschah es eines Abends, da sie Alle schon trunken waren, daß die Höflinge den Respect vergaßen und ihren König und Herrn zu verhöhnen begannen. Darob erbost, befahl der noch nicht ganz besinnungslose König, die Lasterer zu tödten; letztere, in Angst vor dem Zornigen, hatten sich nach der Kirche geflüchtet — umsonst, denn am Fuße des Altars wurden sie von den gehorsamen Schergen des Tyrannen niedergemetzelt.

Am folgenden Morgen erhob sich der König ganz wie sonst, möglicherweise mit einem etwas schwereren Kopf, aber jedenfalls ohne Gewissensbisse, da er sich direct nach der von ihm geschändeten Kirche zur gewohnten Frühmesse begab. Jedoch Bischof Wilhelm verwehrete ihm mit eigener Person den Eingang in die Kirche und gab seinen eindringlichen Ermahnungen zu christlicherem Lebenswandel sogar mit dem Krummstab Nachdruck. Die begleitenden, ebenfalls meßbedürftigen Höflinge hielten die Faust und zogen ihre Schwerter, aber der König, zerknirscht, ging in den Palast zurück, kleidete sich in ein Büßergewand und kam reuig und demüthig wieder. Nunmehr ward er feierlich vom Bischof eingeholt, er beichtete, machte große Sühnungen an die Kirche und erhielt vollständigen Ablass.

König und Bischof waren jetzt von neuem die besten Freunde, der Bau des Domes wurde fortgesetzt, und als ersterer schließlich starb, ließ der letztere zwei Gräber graben, ging dann dem Leichenzug entgegen und knieend an der Bahre verschied auch er im Gebet.

Während der nächsten Jahrhunderte gelangt Roskilde immer mehr zur Blüthe, es wird eine reiche und mächtige Stadt, mit Kirchen und Klöstern, bis endlich der Hof nach Kopenhagen übersiedelt und zum neuen Glauben sich bekennt. Von da ab ist die Stadt im steten Sinken, bis sie jetzt endlich, ein vergessenes Landstädtchen, der Beachtung völlig entgehen würde, stände nicht noch der herrliche Dom als Denkmal verschwundener Größe und zugleich als das Mausoleum der dänischen Könige, von Harald Blåtand bis zum letzten Sprossen des Stammes Derer von Oldenburg, dem guten und vielbetrauertem Friedrich VII., den man in einer Decembernacht des Jahres 1863 hierher brachte.

Es würde also zu weit führen, wollten wir sie alle mit Na-

men nennen, die hier begraben liegen. Nur einen Schatten wollen wir heraufbeschwören, den Schatten Margaretha's, der großen Königin, die im vierzehnten Jahrhundert den Gedanken verwirklichte, der jetzt noch so vielen Söhnen des Nordens als höchstes Ziel vorleuchtet: Dänemark, Schweden und Norwegen unter Einem Scepter zu vereinigen.

Die Aufgabe war nicht leicht. Zwar den Plan hegte schon ihr Vater, der schlauberrechnende Waldemar III., aber erst ihrem gewaltigen Geiste gelang es ihn durchzuführen, und ihr ganzes Leben blieb dieser Idee geweiht, „einer Idee, die wie ein Gedanke ausjah,“ sagt ein dänischer Schriftsteller.

Der Gedanke war indes alt. Jeder der früheren Könige, ob Däne, Schwede oder Norweger, hatte diese Vereinigung angestrebt, jeder mit mehr oder weniger Erfolg, das heißt, jeder riß soviel als möglich von den Nachbarländern an sich und erhob die Steuern, bis nach seinem Tode die Komödie von neuem anging, mit anderer Rollenbesetzung. Schließlich war Dänemark durch derartige nachbarliche Uebergriffe so zusammengeschmolzen, daß der Vater Margaretha's, als er sein Erbe antrat, Nichts mehr vorfand, als die Insel Volland und einige Besitzthümer in Esthland, das damals dänisches Krongut war. Das Uebrige war entweder an die hollsteinischen Herzöge verpfändet oder vom Schwedenkönige annectirt. Nicht also unter günstigen Auspicien ging Waldemar III. an die Verwirklichung seiner Pläne, aber er war ein schlauer und tapferer Herr, und „wo die Löwenhaut nicht ausreichte, mußte der Fuchspelz nachhelfen“, wie sich ein alter dänischer Geschichtsschreiber über ihn ausdrückt.

Sein erster Schritt war, sich mit einer reichen hollsteinischen Herzogstochter zu vermählen, sowohl um der Mitgift willen, als wegen etwaiger späterer Ansprüche auf das Herzogthum. Die Ehe war zwar nicht sehr glücklich, aber er konnte mit dem Gelde seiner Frau einen großen Theil der verpfändeten Lande einlösen.

Ungemein angelegen ließ er sich die Erziehung seiner jüngsten Tochter Margaretha sein, die ihm 1353 geboren wurde. Es war ein kleines winziges Wesen mit dunklem Teint und schwarzen Härchen, aber die dunklen Augenlein guckten gar listig und verständlich in die Welt hinein. Und später, da sie heranwuchs, sagte der Vater oft: „Die Natur hat sich geirrt; sie wollte einen Mann, und es ist ein Weib geworden“ — er grämte sich aber nicht sonderlich darüber.

Er hatte große Pläne mit dem kleinen Weibchen vor, und das kleine Weibchen ging willig auf sie ein. Wirren in Schweden, Wirren in Norwegen: in so trübem Wasser mußte sich fischen lassen. Waldemar's Sinn stand nach nichts Geringerem, als die Kronen der drei Reiche auf dem Haupt seiner Tochter zu vereinigen.

Zu dem Zwecke wurde sie in sehr jugendlichem Alter mit dem Sohn des Königs Magnus von Schweden, Haakon, König von Norwegen, vermählt.

Das war der erste Schritt. Dann starb Waldemar.

Nach seinem Tode herrschte wieder das alte Chaos in Dänemark — jetzt fischte aber Margaretha im Trüben.

Dänemark war ein Wahreiß. Damals nun standen drei Parteien und drei Candidaten sich gegenüber. Ingeborg, die älteste Tochter Waldemar's, an einen Herzog von Mecklenburg vermählt, wirkte für ihren minderjährigen Sohn, Margaretha für den ihrigen, dann noch der Adel für Einen aus der eignen Mitte.

Reichstag wurde gehalten, und viel gesprochen, hin und wieder, aber ohne Resultat. Während dem jedoch war die Geistlichkeit für Margaretha thätig, und besonders die Bauern wurden zu ihren Gunsten gestimmt, so daß dieselben schließlich trotz Reichstag und Adel den Sohn Margaretha's, den fünfjährigen Olaf, Kronprinzen von Norwegen, zum Könige von Dänemark, sowie Haakon und Margaretha zu seinen Vormündern wählten.

Die Kronen Dänemark's und Norwegen's waren also auf einem Haupte vereinigt.

Dann stirbt König Haakon, und Margaretha, wieder durch die Geistlichkeit unterstützt, übernimmt allein die Vormundschaft über den minderjährigen Thronerben in beiden Reichen. Da stirbt auch der junge Olaf, und Margaretha ist nunmehr gewählte Königin in Dänemark und Norwegen.

Albrecht von Mecklenburg, König von Schweden, eifersüchtig auf die Erfolge der Nachbarkönigin, erklärt derselben zwar den Krieg, aber letzterer schlägt für ihn unglücklich aus.

Die Kalmariische Union wird am 13. Juli 1397, an dem Namenstage der Königin unterschrieben, und Margaretha ist jetzt unbeschränkte Herrscherin der drei scandinavischen Reiche. Sie regiert auch durch, daß ihr Neffe Erik von Pommern zu ihrem Nachfolger gewählt wird, und regiert noch lange und glücklich, beschützt von der Geistlichkeit, gefürchtet vom Adel, geliebt vom Volke — ja, sie darf sich ungestraft sogar einige Uebergriffe erlauben und besetzt zum Beispiel alle einflußreichen Posten in den andern Reichen mit Dänen.

Gleich nach ihrem Tode aber fällt das stolze Gebäude in Trümmer. Schweden sagt sich los von einer Union, die auf dänische Suprematie ansetzt; denn was man unter der klugen Regierung Margaretha's zur Noth ertragen hatte, wird unter dem anmaßenden und unklugen Erik von Pommern unerträglich. Norwegen dagegen, das durch hundertjährige innere Fehden geschwächt, Norwegen besaß nicht die Kraft, sich dem dänischen Machtthron zu entwinden, bis es im Kieler Tractate 1814 von der dänischen Regierung an Schweden als Provinz abgetreten wird.

Das war denn doch den treuen Norwegern zu viel geboten. Zum großen Erstaunen der Dänen sowohl wie der Schweden ließen sie sich auf keine Abtretung ein, sondern setzten nach einem kleinen Grenzkiege mit Schweden ihren Willen durch, Norwegen als ein unabhängiges gleichberechtigtes Reich neben Schweden, aber unter Einem Könige zu erhalten.

Margaretha aber, der es gelang, diese Idee zuerst zu verwirklichen, ist die Schutzpatronin des Scandinavismus geworden, und ihr Grabmal im Dome zu Roskilde, von dem dankbaren Clerus errichtet, den sie im Leben immer so reich beschenkt hatte, ist ein Wallfahrtsort für die gläubigen Scandinavier.

Eins noch scheint uns erwähnenswerth. Auch der Historiker Sago Grammaticus liegt im Dome zu Roskilde begraben, in welcher Stadt er im dreizehnten Jahrhundert als Propst gelebt hat. Freilich kein Historiker im modernen Sinn, denn er schöpfte seine berühmte Historia Danorum regum heroumque aus Volks-sagen, Runeninschriften und alten Nibelungen ohne viel Wahl und Dual. Doch soll es ihm verziehen sein. Denn etwas mehr Kritik hätte uns wahrscheinlich um die herrlichste Dichtung Shakespeare's gebracht, der bekanntlich die Fabel zu seinem Hamlet im alten Sago Grammaticus fand.

[2710]

### Frieda.

Eine Skizze von V. H. F.

(Schluß.)

Der Gesang hatte noch nicht geendigt, als ein Gespräch dicht vor mir mein Ohr traf und sofort mich fesselte. Derjenige, welcher sprach, war ein mir oberflächlich bekannter, angesehener Kaufherr, der neben dem Legationsrath von N., einem Intimus des Wirthes, Platz genommen hatte. „Ich bin,“ sagte er, ohne meine Nähe zu ahnen, „infolge eines erschütternden Auftritts, den ich soeben erlebt, gar nicht in Gesellschaftsstimmung. Denken Sie, Bester, als ich vorhin am Hause des alten Breitfeld in der Hofengasse vorübergehe, treffe ich dort einen großen Menschenauflauf. Auf meine Nachfrage höre ich zu meinem Entsetzen, daß man den einzigen Sohn Breitfeld's, meinen jungen Schützling, den Buchhalter Anton soeben — schon bestimmungslos — aus dem Wasser gezogen und damit allem Anscheine nach einen Selbstmord verübt habe.“ — „Anton Breitfeld? Einer der bravsten und pflicht-treuesten Menschen, die ich kenne? Liebster, das muß ein Miß-verständniß sein!“ rief aufstehend der Legationsrath. „Ich habe den jungen Mann, da er von jeder viel mit meinem jüngsten Sohne verkehrt, aufwachen sehen und immer nur Erfreuliches von ihm gehört. Was sollte ihn — ich bitte Sie — zu solch verzweifeltem Schritte bewegen haben?“ — „So dachte auch ich, Herr Legationsrath, aber leider ist es Thatsache. Nach Allen, was ich in der Eile gehört, soll eine Liebesaffaire der traurigen Begebenheit zu Grunde liegen, doch wußte man darüber noch nichts Genaueres. Einige Personen wollten den tragischen Vorfall allerdings mit der neulich so entsetzlich verunglückten Tänzerin in Verbindung bringen, doch kann ich dies nur für eins jener leeren Gerüchte halten, mit denen man so unerklärliche Vorkommnisse in der Regel anfänglich zu erläutern sucht. Die armen alten Breit-felde! Was müssen sie bei diesem entsetzlichen Ereigniß und dem Anblick ihres Sohnes, den sie fast vergöttern, empfunden haben!“ — „Mich überließ es kalt bei diesem Gespräch, und das für Anton's Eltern gehegte Mitgefühl ergriff mich zuweilen für Frieda. Welchen Eindruck mußte es der Ärmsten machen, ihren Geliebten in wilder Leidenschaft und Gottvergeßtheit nun sogar zu solchem Schritt getrieben zu sehen? Ihr Leben wäre vergiftet, oder die Todes-stunde würde ihr zur Hölle werden — dies mußte in jedem Falle vermieden werden! — Rasch entschlossen erhob ich mich. Keinen Augenblick im Zweifel, daß Theodor's räthselhaftes Ausbleiben zu dieser tragischen Begebenheit in enger Beziehung stehe, und auch feinewegen in Unruhe eilte ich zu Adelheid, um meine Nachhausefahrt so gut als möglich zu erklären und zu entschul-digen. Die liebenswürdige junge Frau beklagte zwar ersichtlich von Herzen den Unstern, der meinen Gatten und mich beglückte dieser Festzeit ihres Hauses und Lebens verfolgte, konnte jedoch nicht umhin, meinen Entschluß zu billigen und natürlich zu finden. So stand ich denn eine Viertelstunde später in meines Mannes Arbeitszimmer, woselbst dieser es sich schon bequem gemacht hatte.

Eben war unser Diener beordert worden, ihn bei Professor W. zu entschuldigen und mich womöglich heimzuholen; so war ihm denn meine unerwartete und doch herbeigesehnte Erscheinung doppelt erfreulich. „Ach, Vorchen!“ sagte er, offenbar noch ganz bewegt, „was sind dies doch für Erfahrungen! Ist es immerdar schon ein schwerer Beruf, Arzt zu sein, so gibt es noch absonderlich schlimme Zeiten, wo Jeder von uns, der noch menschlich fühlt, sich zu Stein verhärtet oder ein für alle Male diesem Beruf Balet sagen möchte!“ — „Armer Theodor! Ich hörte schon Einiges von dem neuen Unglück, wenn ich den ganzen Zusam-menhang auch noch nicht begreife!“ entgegnete ich, herzlich meinen Arm um seine Schulter legend. „Ist denn wirklich der arme Breitfeld?..“ — „Wirf erst Mantel und Blumen von Dir, mein Liebchen, und dann laß mich Dir in Ruhe erzählen, was ich selber von der Sache weiß!“ unterbrach er mich schnell. Er rückte einen zweiten Sessel vor das traute Kaminfeuer, das seinen Widerschein auf Alles im Zimmer warf, und fuhr dann fort: „Du erinnerst Dich, daß ich von Willy's Zimmer direct in den Wagen stieg, um noch einige nöthige Krankenbesuche zu absol-viren, zu denen natürlich der bei Frieda vor allen zählte.

Schon auf dem Corridor wartete Schwester Camilla auf mich und meinte ängstlich, daß die gestern so sichtliche Vinderung der Leiden nicht von Dauer gewesen, und des armen Mädchens erneutes Wimmern ihr große Sorge bereite. In trauriger Vor-ahnung näherte ich mich dem Schmerzenslager, und der erste Blick belehrte mich, daß hier so gut wie Nichts mehr zu hoffen sei! Sobald ich die Zimmerthürschwelle überschritten, richtete Frieda sich mit Anstrengung ein wenig empor und blickte mich mit einer Dankbarkeit und Freude an, die mir durch die Seele ging. Wie sehr gütig, daß Sie heute noch einmal nach mir sehen — ich leide unjählich,“ flüsterte sie matt und lehnte sich an die stützenden Rippen. — „Es ist mir selbst eine Genugthuung, Ihnen heute noch-mals meinen Besuch machen zu können, liebe Frieda, wenngleich ich durch einen anderen Auspruch belohnt zu werden hoffte. Meine Frau hatte Sie ohne große Schmerzen verlassen, wie sie mir sagte!“ — „Ich glaube, deren liebe Nähe ließ sie mich nur einige Zeit mehr vergessen, Herr Doctor. Als nachher die Mutter mit den Geschwistern kam, fühlte ich mich namenlos elend, und ihre Art zu schelten und zu jammern hat mich fast umgebracht. Es klingt sehr unkindlich, Herr Doctor; aber ich möchte nur Per-sonen sehen, die sich demuthsvoll mit mir vereint dem Rathschluß Gottes zu beugen und mich in dem Wunsche, Ihn auch in meinen Leiden durch Geduld zu preisen, zu fördern suchen. O, mein theurer Herr Wering! Wenn mich Etwas verzweifeln lassen könnte, so wäre es der Unstern, diesen meinen verehrten Lehrer gerade jetzt von mir entfernt, in fremden Landen zu wissen!“ Ich verstand dies vollkommen und verpflichtete Schwester Camilla, hinfort Niemand ohne meine besondere Erlaubniß oder Frieda's dringende Bitte zu ihr zu lassen. Nachdem ich noch schmerzstil-lende Tropfen verordnet und das Mädchen meiner durch ihre heldenmüthige Standhaftigkeit immer noch sich mehrenden Theil-nahme versichert, trat ich niedergeschlagen in die finstere Nacht hinaus. Dunkle Gebüße, welche den schmalen, von der Eingang's-pforte des Hauses bis nach dem etwa dreißig Schritte entfernten Bitterthore führenden Steig begrenzten, ließen den Contrast von Licht und Finsterniß mir noch greller hervortreten. Fast hatte ich das Thor und meinen davor haltenden Wagen erreicht, als leichte Schritte mich einholten. „Einen Augenblick, bitte, Herr Doctor! Das arme Mädchen da drinnen ist mir sehr theuer geworden, und ich möchte bezügl. ihrer gern die Wahrheit hören. Dürfen wir bei der aufopferndsten Pflege noch auf ihre Erhaltung hoffen?“ fragte die Carmeliterin und blickte ängstlich zu mir auf.

Den Tod eines menschlichen Wesens als Gewißheit hinstellen, sollen, ist immerhin bitter, und ich zögerte einige Secunden, ehe ich ihr entgegnete: „Es thut mir leid, Ihre liebevolle Frage mit einem unwillkürlichen Nein beantworten zu müssen, doppelt leid, da auch mir das arme Mädchen wahrhaft lieb geworden ist.“ Bis gestern hielt ich noch einen Schimmer von Hoffnung fest, heute weiß ich, daß Frieda's Leben nicht mehr nach Tagen, kaum noch nach Stunden zählt. Wir dürfen uns, Schwester Camilla, nicht mehr mit nutzlosen Rettungsversuchen, sondern lediglich mit der Erleichterung des letzten Kampfes beschäftigen. Helfen Sie mir, so viel an Ihnen ist, zur Erfüllung dieser schmerzlichen der ärztlichen Pflichten!“ Ein seltsamer, halb stöhnender, halb schluchzender Laut machte hier plötzlich uns Beide erschauern und spähernd umherblicken. Wuth, Schmerz und Angst sprachen aus dem Munde, und doch war kein menschliches Wesen zu gewahren. „Hörten Sie das? Wie unheimlich!“ fragte ich die Carmeliterin, die bebend meinen Arm ergriff. „Ja, entsetzlich! Es muß sich Jemand verborgen sein!“ flüsterte Schwester Camilla furchtbar, „Lassen Sie uns, bitte, den Hauswärtler mit Licht herausrufen, Herr Doctor.“ Ich willfahrte ihr, und wir durchsuchten mit Aufmerksamkeit und Spannung den Garten, der um das Haus sich zieht und hinter demselben an ein Akazienwäldchen grenzt. „Wenn Jemand hier war, so ist er jedenfalls jetzt fort,“ sagte der Hauswärtler. „Ich habe den Schrei auch gehört, glaube aber, da er von einem Fieberkranken im oberen Stocke herrührte. Nehmen Sie den Herr Doctor keine weitere Mühe! Ist Etwas zu ver-muthen an der Sache, so wird es sich schon auflären.“ Mein dieser stoischen Bemerkung schloß der Sprechende seine Men-tallaterne und überließ es mir, im Dunkeln mich zu meinem Kutsch-er zurückzufinden. Noch ganz unter dem Banne düsterer Gedanken trachtete ich vergeblich, mich durch die Vorstellung der fröhlichen Gesellschaft, in welche ich mich begeben wollte, aufzuheitern. So kam ich zu der Weidniger Brücke. Am Ufer, wenige Schritte stromabwärts, drängte sich ein dichter Menschenhaufe. „Es scheint ein Unglück gechehen zu sein, Herr Doctor,“ wendete sich der Kutscher zu mir. Ich verließ sofort den Wagen und trat in den Kreis. Es handelte sich um Belebungsversuche an einem Menschen, der im Flusse — zufällig oder absichtlich — verunglückt war. Vom eifrigen Wunsche bejeelt, hilfreiche Hand zu leisten, drängte ich mich durch die Menge zu ihm. Wer aber ermisst mein Ent-seßen, als ich beim Fladerschein der Straßenlaternen vor einem dort befindlichen Torfschuppen hingestreckt die ansehnend selb- Gestalt Anton Breitfeld's erkannte! Das ist kein Verunglückter, das ist beabsichtigter Selbstmord, fuhr es mir mit un-widerstehlicher Ueberzeugung durch den Kopf, indem es zugleich klar vor meiner Seele stand, wer jenen vor kaum einer halben Stunde gehörten Schrei ausgestoßen haben mußte. Armer Mensch, sagte ich, ihm die Schläfe mit belebenden Essenzen reibend, ich kenne den Unglücklichen und bin überzeugt, daß irgend ein un-begreiflicher Zufall die Schuld trägt. Uebrigens ist das Wie nicht unsere Sache, meine Herren,“ kehrte ich mich zu einer Gruppe geheimnißvoll zischelnder Männer. „Helfen Sie mir vielmehr den armen Menschen zu sich selber und in ein warmes Be-bringen!“ Man leistete mir Folge, und ich erhielt bald die Ueber-zeugung, daß Anton Breitfeld ohne dauernden Nachtheil davon kommen werde, wenn er auch noch ohne klare Erinnerung der Vorgefallenen war. Möge Gott ihn verzeihen! Es ist furchtbar zu denken, welche Gewalt selbst eine an und für sich reine und edle Leidenschaft über den Menschen übt, wenn er sich derselben richtungslos anheimgegeben!“ So schloß mein Mann seine Erzählung.

Ziemlich erregt und nicht minder mit dem trostlosen Seelen-zustande des jungen Breitfeld, als mit dem Leiden der armen Frieda beschäftigt, hatte ich mich zur Ruhe begeben. Unser Schlaf-zimmer mündete, nur durch eine Portiere von derselben getrennt und ohne weiteren Ausgang, auf meines Mannes Arbeitsstube in die Theodor den folgenden Morgen bereits vorangegangenen. Ich kleidete mich noch an und war eben beschäftigt, mein Morgen-häubchen über den widerpenstigen Haaren zu befestigen, als ich die Thüre des Nebenimmers gehen und meinen Mann ausrufen hörte: „Breitfeld?! Um Gottes Willen, was fällt Ihnen ein? Sind Sie von Sinnen, nach dem gestrigen Vorfall und ohne meine Zustimmung hierher zu kommen?“ „Weinache glaube ich es selbst, Herr Doctor,“ vernahm ich des Anderen Stimme; „doch habe ich noch ein schwaches Restchen von Vernunft, so geht es sicher verloren, wenn Sie mich jetzt hinausweisen! Sie haben so viel, Sie haben das Neueste für mich gethan,“ fuhr Anto-dann mit gepreßter Stimme fort, „und dennoch möchte ich es erwünschten, daß mein verbrechlicher Vorfall durch Sie vereitelt worden, wenn Sie mich jetzt nicht anhören, mir nicht rathen. Anton's Stimme klang gedämpft und doch leidenschaftlich. „Schwanke, Herr Breitfeld,“ hörte ich Theodor theilnahmlos erwiedern. „Bitte, setzen Sie sich; was können Sie meinen? Ein Stuhl wurde gerückt, und Frieda's Verlobter fuhr fort: „I-Folterqualen und Seelenkämpfen, wie ich sie keinem lebenden Geschöpfe wünschen könnte, und hätte mich dasselbe um Seelenheil und Ehre betrogen, habe ich diese letzten sechs Tage hingebracht. Sie haben ein Herz und besitzen ein treues Weib, Herr Doctor, welches das Glück Ihres Lebens ausmacht. Ermessen Sie daher, was ich empfand, und zu welcher Raserei des Schmerzes und der Leidenschaft mich das Unglück meiner Braut, des Theuersten was für mich die Erde besitzt, hinreißen mußte. Frieda's be-jammernswerther Anblick — die Vorstellung der Leiden, welche sie erduldet — die, ach, nur zu berechtigten Zweifel, daß sie gerettet werden könne — dies Alles folterte mich mehr, als ich auszusprechen vermag. Selbst die heldenmüthige Ergebung meiner Braut und ihre sanften Ermahnungen steigerten nur den Aufruhr in mir. Mit dem ohnmächtigen Trost eines nahezu Wahnsinnige bäumte ich Glender mich gegen das Schicksal auf, welches die allwaltende Vorsehung uns auferlegt hat. An dem Krankenlager Frieda's wurde ich stündlich wilder und verbitterter — aber noch immer war ich nicht hoffnungslos. Da wollte es der böse Zufall, daß ich — wiederum mehrere Stunden erfolglos auf Kunde von der Ärmsten lauschend — Zeuge Ihrer Erklärung an Schwester Camilla ward. Dreimal hatte ich meine Braut vergeblich zu sprechen versucht und war stets unter dem Vorwande zurück-gewiesen worden, daß ihre fortschreitende Genesung durch mein Erscheinen aufs neue verzögert werden könne. Ihr Aus-spruch zur Carmeliterin belehrte mich eines Anderen. Was dann folgte, wissen Sie! Erst seit ich von den Folgen meines Sprunge in Wasser wieder zu vollem Bewußtsein erwacht und mir über die wunderbare Erhaltung meines freuentlich weggeworfenen Lebens klar geworden bin, fühle ich die Größe meiner Schuld — mein Gottlosigkeit. Unterbrechen Sie mich nicht, verehrter Herr! Ich bin nicht gekommen, meine That zu beschönigen oder mit de-

Schwere des mir Auferlegten zu entschuldigen. Wen die Erkenntnis der Sünde einmal hellsehend gemacht, der richtet sich selbst am strengsten, und kein Fremder, auch noch so geweihter Mund vermag ihm das Verbrechen zu verkleinern, für welches er sich selbst verdammt. Es ist nur Frieda's wegen, daß ich jetzt vor Ihnen stehe!" Er schweig wie erschöpft, und ich meinte seine flehendlich erhobenen Hände zu sehen, als mein Gatte voll Herzlichkeit erwiderte: "Ich verathe Ihre Absicht, lieber Herr Breitfeld, und billige dieselbe. Sie wünschen Ihre Braut zu sprechen und sie ohne Ahnung Ihrer traurigen Verirrung aus dieser Welt scheiden zu sehen. Je schwerer Sie sich selbst verurtheilen, um so tiefer fühlen Sie, was Frieda durch die Kenntnisaufnahme des Vorgefallenen leiden mußte. Ihre Reue will sich daher vor Allem darin offenbaren, daß Sie der Armen Trost und Frieden zurückzugeben suchen, indem sie die Ueberzeugung Ihrer inneren Umwandlung gewinnt. Die befehlende Zuversicht, daß Sie fortan das Unvermeidliche in christlicher Ergebung zu tragen entschlossen seien, und daß der Herr ihren heißesten Gebeten Erhörung schenkte, soll sie in das Jenseits geleiten. Wer das Geliebteste in Gott gefunden, der weiß, daß es ihm über Tod und Grab hinaus unverlierbar zu Eigen gegeben ist. Das Scheiden bleibt immerhin bitter, aber wie anders erscheint die zeitliche Trennung dem unerschütterlichen Glauben an ewige, unauflöbliche Wiedervereinigung! Gehen Sie mit Gott, lieber Herr Breitfeld, und gönnen Sie Ihrer Braut so bald als möglich die Beruhigung, Sie mit dieser Anschauung der über Sie verhängten Leiden wiederzusehen."

Es entstand eine Pause. "Und Sie glauben, daß Frieda noch Nichts vernommen?" fragte Breitfeld zögernd. "Gewiß nicht, lieber Anton! Lassen Sie das meine Sorge sein. Der Herr sei mit Ihnen! Sobald als möglich werde auch ich Ihnen zu Frieda zu folgen suchen." Ein vor innerer Bewegung nur halbklantes Gemurmel war die einzige, mir trotzdem wohlverständliche Erwidern, die auch mich tief erschütterte. Breitfeld schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, nachdem ihm mein Mann noch einige Vorsichts- und Ruhemaßregeln für sich selbst und die geliebte Braut dringend anempfohlen, und so endete dieses eben so unerwartete als in seiner Art merkwürdige Beichtgespräch, dessen Eindruck sich mir niemals verwischen wird!

"Sieh nur, Mama! Da kommt Papa in seinem schönen neuen Schlitten gefahren! Wie lustig die Glocken klingen!" rief Nachmittags mein kleiner Willy, dem zum ersten Male nach seinem Unwohlsein das Lieblingsplätzchen am Fenster wieder eingeräumt worden war. "Hat er mir heute auch Zuckerrübe mitgebracht, Mütterchen?" "Das glaube ich nicht, mein Willy, denn Papa kommt aus dem Krankenhause, wo das arme Mädchen, von dem ich Dir erzähle, noch immer so große Schmerzen leidet!" sagte ich aufstehend und eilte Theodor entgegen, der, sich den Schnee von den Kleidern schüttelnd, liebreich, aber ernst vor mir stand. "Es ist vorüber, Leonore," sagte er wehmüthig, "aber ich möchte es nach Allem, was vorhergegangen, kaum anders haben. Hättest Du Frieda gesehen, nachdem sie mit ihrem Verlobten sich ausgesprochen, der bis zum letzten Hauch an ihrer Seite blieb, hättest Du sie gesehen in ihrem heiligen Gottvertrauen, Du würdest mein Gefühl verstehen. So furchtbar ihr Leiden, so kampfschmerzlos war ihr Scheiden zu nennen. "Weiß ich doch, daß mich nun, wo Er in Gott ergehen ist, Nichts mehr von ihm scheiden kann, daß wir uns droben wiederfinden!" schlüßte sie mir mit schon verklärtem Ausdruck zu, als ich, ihrem hinjährenden Lebensathem lauschend und meine Nahrung kaum bewältigend, über sie mich neigte; "Sie haben mich nicht retten können, Herr Doctor, aber ein Höherer hat seine Seele gerettet! Wie die Umwandlung geschah, ich weiß es nicht — aber ich fühle sie und darf in Frieden scheiden. Preis sei Gott dafür!"

Ich lehnte mich stumm an meines Gatten Brust. "Ja, Friede mit ihr! Ich werde sie niemals vergessen!" schlüßte ich, und es schien mir, als wenn das Wehen der Ewigkeit durch Schnee und Sturm bis in die Stille dieser Secunde drang und dem Andenken Frieda's eine heilige Weihe verlieh!

**Augendiätetik.**

"Augendiätetik, oder die Kunst, das Sehvermögen zu erhalten und zu verbessern" — unter diesem Titel hat unser Geheimrath Professor Jüngken am Schluß einer langjährigen praktischen Thätigkeit eine Schrift herausgegeben, die wir glauben aus mehrfachen Gründen unsern Lesern als überaus nützlich und belehrend angelegentlich empfehlen zu müssen. Ueber den unschätzbaren Werth gesunder, frischer, klarer Augen und deren Einfluß auf das ganze Lebensglück auch nur ein Wörtchen verlieren und namentlich hier unsern Lesern gegenüber, hieße wirklich Eulen nach Athen tragen oder, um moderner zu sprechen, blaue Brillen nach Berlin. Denn wie in Salzburg jedes Kind gleich mit einem Regenschirm geboren wird, so erblickt es in Berlin mit blauer Wille das Licht der Welt. Woher kommt diese auffällige Zunahme schwacher und kranker Augen? Jeder größere Zeitabschnitt hat neben seinen welterschütternden Erscheinungen auch auf die Gestaltung des Lebens und die Gesundheit des Einzelnen einen ganz charakteristischen Einfluß. Zur Zeit der ersten französischen Revolution und der nächstfolgenden Kriege traten Herzkrankheiten in einer bis dahin unerhörten Zahl auf; später, da es galt, in geschicktem Frieden und gemüthlicher Ruhe durch Fleiß und Sparsamkeit die Wunden des Krieges zu heilen, nahmen hartnäckige Unterleibskrankheiten, besonders in Beamtenkreisen, überhand; seit 1848 herrschen unter dem Kampfe des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des rastlosen Jagens nach Reichthum die mannichfachen Krankheiten der Nerven, der Augen und die Krebsartigen Veränderungen des Organismus. Dies soll keine politische Anspielung sein; unser Jüngken, der diesen Zuegang in der Einleitung weiter ausführt, ist wohl der liebenswürdigste Erzähler und Lehrer, er weiß die ernstesten Krankheitsprocesse und Geschichten instructiv und fesselnd vorzutragen, ein Muster populärer Darstellungsweise, aber politische Seitenprünge liebt er nicht. Jüngken ist ein Gegner der ausschließlichen Kultur aller Specialitäten, also auch der Augenheilkunde, denn letztere müsse im engsten Anschlusse an die gesammte Heilkunde, besonders an die Wundarzneikunde geübt werden, weil sich beide gegenzeitig bedingen. Er stellt geradezu den erfahrenen, gebildeten Arzt dem specifischen Augenarzte gegenüber, als ob der letztere den ersteren so unbedingt und selbstverständlich ausschliesse! Operateur könne freilich nicht Jeder werden, dazu seien besondere Anlagen und Talente nöthig, doch Augenarzt müsse Jeder sein, der sich der Pflege der Heilkunde widme. Es geht durch das ganze Werk ein auch dem Laien ver-

ständlicher Zug der Opposition gegen die jetzt in Berlin herrschende Methode der Augenheilkunde; Jüngken will die blutigen Operationen beschränkt wissen und verwirft ebenso die künstlichen Bluteegel, die Netzungen und Pinselungen mit Höllenstein, wie die oben erwähnten blauen Brillen. Früher empfahl man nämlich bei entzündeten oder empfindlichen Augen Brillen mit grünen Gläsern, allein das durch dieselben fallende Licht erschien gelb, ermüdete die Augen und ließ nach dem Ablegen der Brille alle Gegenstände mit einem gelben Rande erscheinen. Deshalb ließ man später blaue Brillen tragen, aber es ist sehr schwer, das Blau im Glase ganz rein darzustellen, immer hat es eine Beimischung vom Roth oder vom Gelb, so daß blaue Gläser den Lichtreiz nicht abtumpfen, sondern vermehren und zugleich den Anblick farbiger Gegenstände so vollständig verändern, daß z. B. ein Maler mit ihnen durchaus nicht arbeiten, und der Gartenfreund die Farben des Blumenstros nicht erkennen kann. Daß sie gegen weiße, blendende Flächen auch keinen wohlthunenden Schutz gewähren, können wir aus eigener Erfahrung bestätigen. Als wir unter den Tausenden von weißen Marmorstatuen und Hunderttausenden von Schnörkeln und Arabesken auf dem Dache des Mailänder Domes wandelten, wurde im blendenden Sonnenscheine die unvermeidliche blaue Brille zur unerträglichen Plage, und wir zogen bei wiederholter Besichtigung, sowie später auf Gletscherwanderungen stets den grauen Schleier vor. Diese Abdämpfung des grellen Lichtes entspricht ganz der wohlthunenden Wirkung des beginnenden Dämmerlichtes und der Beleuchtung bei bedecktem Himmel; deshalb hat man ein neutrales blaßgraues Glas hergestelt, welches, vom leichtesten, kaum bemerkbaren Hauche bis zum stärksten Grau abgetönt, allen Graden der Empfindlichkeit und Lichtscheu entspricht. Dies sind die Brillen von Rauchglas, verre neutre, welche von Jüngken an Stelle der blauen so warm empfohlen werden.

Das Sehen selbst ist, so auffällig es klingen mag, eine Kunst, die erst gelernt sein will. Das Kind bringt wohl das Sehorgan fertig mit zur Welt, seine Augen empfinden auch den Reiz des Lichtes, dem sie sich instinctmäßig zuwenden, allein sehen, d. h. die Objecte als solche unterscheiden und ihre Formen erkennen, das vermag es noch nicht; das beginnt erst einige Monate später mit Hilfe des Tactsinnes, der sich dann in demselben Verhältnisse vermindert, in welchem das Sehvermögen zunimmt. Hierfür bringt Jüngken einige recht lehrreiche Beispiele. Ein in der frühesten Kindheit erblindetes Mädchen von zwanzig Jahren hatte ihren Tactsinns so fein ausgebildet, daß sie sich für alle Bewegungen, häusliche Verrichtungen und zum Erkennen der Formen vollständig darauf verlassen konnte. Sie wurde glücklich operirt, allein als sie nun nach vollendeter Heilung die Augen aufschlug, erkannte sie Nichts, sie konnte nicht Nah und Fern unterscheiden und mußte, um eine Vorstellung von der Form und Gestalt eines Gegenstandes zu bekommen, denselben erst mit den Händen betasten. Daher lief sie gegen Personen auf der Straße an und wollte nach Kirchthurmspitzen mit den Händen greifen. Erst nach halbjähriger, mit mannichfachen Enttäuschungen verbundener Uebung konnte sie sehen, verlor aber zugleich die Feinheit ihres Tactsinnes. Eine ganz merkwürdige Erscheinung, bei welcher auch der Tactsinns zeitweise ausfallen muß, ist die Nachtblindheit. Die daran Leidenden können bei Tage vollständig klar und scharf sehen, aber mit dem Untergange der Sonne ist ihr Sehvermögen entweder sehr vermindert oder gänzlich erloschen, so daß ihnen selbst die stärkste künstliche Beleuchtung Nichts hilft. In diesem Falle befanden sich zwei junge Mediciner, welche sich vor längerer Zeit behufs Ablegung ihrer ärztlichen Examina in Berlin aufhielten. Sie hatten ein so eigenthümlich ausgebildetes Augengefühl, daß sie von jedem sich ihnen nähernden Körper oder Gegenstand die Empfindung hatten, als würden sie angeblasen, und konnten sich daher auf der belebten Promenade, "Unter den Linden" auch Abends mit großer Sicherheit bewegen; nur von den Rinnssteinen empfingen sie keine warnende Empfindung und konnten sie daher nicht immer vermeiden. Ein ähnliches, aber heilbares Leiden zeigt sich nach schweren Säfteverlusten, nach Fasten, z. B. in Rußland epidemisch zu Ostern, oder nach langen Augentatarphen in Gefängnissen und dergleichen. — Dem neugeborenen Kinde droht die größte Gefahr durch Erkältung, besonders des Kopfes, und Jüngken dringt wiederholt auf Warmhalten desselben, sowohl bei Kindern wie bei Erwachsenen. In der Mehrzahl der angeblich angeborenen grauen Staare und der Taubstummheit war zuerst durch Erkältung eine Hirnhautentzündung entstanden, welche unbeachtet blieb und durch Verletzung des Entzündungsprocesses (Metastase) erst jene traurigen Gebrechen veranlaßte. Daher trifft diejenigen, "ein schwer auf ihrem Gewissen lastender Vorwurf", welche den Rath ertheilen, den nur kümmerlich mit Haaren bedeckten Kopf der Neugeborenen ohne den Schutz einer leichten Bedeckung zu lassen. Durch letztere wird die Ausdünstung des Kopfes in keiner Weise gehindert, was vielmehr durch Kühlverhalten desselben geschieht. — Was die Kinderstube betrifft, so muß sie groß und luftig, wegen des mildernden, zerstreuten Lichtes nach Norden gelegen und überhaupt das beste Zimmer der ganzen Wohnung sein. Hat man aber Sonnenhitze, so muß die Beleuchtung der des bedeckten Himmels gleichen, weshalb alle Fenster mit grauer Gaze behangen werden, die man bei hellem Sonnenschein verdoppelt; aber eine völlige Verdunkelung soll ebensovienig Statt finden wie die Anwendung von blauen oder buntfarbigen Rouleaux. Bei gesunden Augen werde das Kind so gelagert, daß es nicht seitwärts, sondern gradaus ins Helle sieht, aber bei Empfindlichkeit oder gar Entzündung der Augen soll es mit dem Kopfe gegen das Licht gestellt und in einer gleichmäßigen Temperatur von 16° R. im Zimmer warm gehalten werden. Die Vernachlässigung der nicht selten massenhaft auftretenden Augentzündungen der Neugeborenen ist von den schwersten Folgen begleitet. Das Weiße des Augapfels röthet sich von der rasch zunehmenden Entzündung, die dunkelrothen Lider schwellen wallnussgroß an und bedecken das kaum oder gar nicht zu öffnende Auge mit Schleim und Eiter. Dieser wirkt ätzend wie Ralk und zerstört rasch die Hornhaut und mit ihr die Sehkraft. Hier ist die schleunigste Hilfe eines erfahrenen Arztes nöthig, welcher Bluteegel, Mercurial-Einreibungen, Calomel, laue Bäder und fleißiges, viertelstündliches Auspinsen der Augen verordnet wird. Jüngken erklärt sich hier und bei "jogeannter" diphtheritischer Augentzündung entschieden gegen Einpinselung von Höllensteinlösung, indeß wir dürfen nicht verhehlen, daß dieselbe doch von andern erfahrenen Ärzten auch mit Vortheil angewendet wird. Von der allergrößten Wichtigkeit hierbei ist aber absolute Reinlichkeit und Vorsicht, damit der gefährliche Eiter dieser Augentzündungen keine weitere Ansteckung herbei führe. Die übrigen Kinder müssen sofort vom Augenkranken getrennt und fern gehalten, und alle um dasselbe beschäftigten Erwachsenen auf die

große Gefahr der Ansteckung (durch Schwamm, Compressen, Tücher, Geschirre, Spritze, Gläser etc.) aufmerksam gemacht werden. Solche Augentzündungen haben schon ganze Familien in wenigen Tagen blind gemacht! Die Fälle, welche Jüngken bei dieser Gelegenheit mittheilt, sind wahrhaft erschütternd.

Wenn die Hautausschläge der Kinder schon beim Zahnen nicht durch äußere Mittel vertrieben werden dürfen, damit sie nicht durch "Verletzung der Schärpen" bössartige Augentzündungen veranlassen, so ist diese Rücksichtnahme für die Augen bei Masern, Scharlach, Röttheln, Blattern und Kuhpocken noch um Vieles nothwendiger. Während der Masern bilden sich auf der stark entzündeten Augenschleimhaut kleine, flache, mit trüber Lymphe gefüllte Bläschen, welche beim Bersten oberflächlich, leicht heilende Geschwüre zurücklassen. Bei den Blattern dagegen sind die Eiterpusteln auf den Augen viel ernsthafter, weil ihre tiefen Narben das Sehvermögen mehr oder weniger beschränken; man beeile sich daher, sobald man den Anfang einer Pockenbildung im Auge bemerkt, dem Arzte davon Nachricht zu geben, vielleicht gelingt es noch durch frühzeitige Eisumschläge dort die Pusteln zu unterdrücken. Bei allen genannten Ausschlag-Krankheiten ist die diätetische Behandlung von größtem Einflusse. Man schütze die Augen gegen das grelle Licht durchmäßiges Verhängen der Fenster mittelst grauer Vorhänge, durch Lagerung des Kindes mit dem Kopfe gegen das Licht und durch Aufstellung einer spanischen Wand um das Bett. Ein großer Mißgriff ist es, das Zimmer ganz zu verdunkeln, wie das so häufig geschieht, denn das würde nur die Augen empfindlicher und die Luft im Zimmer, die stets klar und frisch gehalten werden muß, dumpfig und mullrig machen. Lese- oder Bilderbücher den sich langweilenden Kindern zu geben, ist auch nicht rathsam, entweder reiche man ihnen Spielsachen oder suche sie durch Erzählungen zu unterhalten. Nach der Abschuppung, resp. Eintrocknung, hinterlassen diese acuten Hautausschläge eine Empfindlichkeit der Haut und der Augen, welche bei Erwachsenen noch langamer, als bei Kindern weicht. Arzneimittel werden dagegen ohne jeden Nutzen angewendet; man kann sich nur darauf beschränken, Schöpfung der Augen, nöthigenfalls mittelst Schutzbrille von blaßem Rauchglase, und den Aufenthalt in freier Luft bei wärmerer Bekleidung zu empfehlen.

Außerst wichtig sind die jetzt in erschreckender Weise zunehmenden scrophulösen Augentzündungen. Die Schleimhaut und meist auch die Hornhaut sind entzündet und sondern aus kleinen, plagenden Bläschen eine scharfe, ätzende Lymphe ab, die Augenlider sind stark geschwollen, knotig und geröthet; das charakteristische Kennzeichen ist aber die ganz excessive Lichtscheu. Die Kinder liegen auf dem Gesicht, bohren den Kopf in die Sopha-Ecke, und periodisch schreien heisse, scharfe Thränen aus den Augen, welche die Wangen röthen und mit der Zeit wund äzen. Ein freiwilliges Öffnen der Augen ist durch Zureden oder Erweckung der Neugier nicht zu erreichen, da die entzündeten Lider sich gegen den heftig streichenden Lichtreiz krampfhaft verschließen. Man hat barbarischer Weise solchen Kindern nicht nur ein Glas Wasser ins Gesicht gespritzt, sondern sie plötzlich mit dem Kopfe in einen Eimer kalten Wassers getaucht, nur um ein momentanes, aber ganz überflüssiges Aufreißen der Augen zu erzwingen. Früher schon hatte Scarpa gegen diese scrophulösen Hornhaut-Geschwüre Betupfung mit Höllenstein (salpetersaurem Silber) und Himly's Bepinselung mit Opiumtinctur angewendet, aber "Beide haben dadurch viel Unheil angerichtet. Nachdem eine Zeit lang die Gewaltmittel beseitigt waren, haben neuer Specialisten in der Augenheilkunde dieselben wieder in Gebrauch gezogen, und die unglücklichen Kinder müssen es sich gefallen lassen, daß ihre Augen recht ordentlich geätzt werden. Als könnten Geschwüre nur durch örtliche Behandlung überhaupt und nur durch Aetzen geheilt werden! Da zeigt es sich recht auffällig, wie wichtig es ist, daß der Augenarzt auch Wundarzt im eigentlichen Sinne des Wortes sei" ... etc. Hier geht Jüngken offenbar zu weit; diejenigen Specialisten, welche jetzt wieder Netzungen mit Höllenstein empfehlen, sind Ropyphäen der Wissenschaft und verstehen von der Chirurgie denn doch auch Etwas. Außerdem ist es nicht schwer, die gewöhnlichen chirurgischen Prozeduren einzunehmen, da wahrlich Niemand zum Vergnügen schneidet, äzt und brennt; wenn aber einmal solche Operation für nothwendig erachtet worden ist, so muß man die leider damit verbundenen Schmerzen und das Geschrei mit in den Kauf nehmen auf die Gefahr hin, von Kurzsichtigen für hart und grausam gehalten zu werden. Allerdings werden scrophulöse Augentzündungen nicht selten durch die eigne Heilkraft der Natur geheilt, und daher erklärt es sich, daß man auch homöopathische Streuzügelchen, d. h. verdecktes Nichtsthun, dagegen mit Erfolg anwenden kann. Gegen die Lichtscheu hilft kein Narcotikum, keine Belladonna, sondern nur Licht und Luft. Man lasse einen graueindigen Augenschirm tragen, mäßige im Zimmer das grelle Sonnenlicht durch graue Rouleaux, lüfte die Wohnung fleißig und schicke das Kind ins Freie, wenn es das Wetter irgend zuläßt, aber, wohl gemerkt, ohne Schutzbrille, denn mäßiges Licht und frische Luft sollen ja stärkend einwirken. Daneben Kleinstbäder, eine leicht verdauliche, nahrhafte Diät, z. B. naturwarme Milch unmittelbar von der Kuh — dann sind alle übrigen inneren und äußeren Mittel von untergeordnetem Werthe. Um die stehenden Schmerzen zu lindern und den Thränenaustrich zu mäßigen, genügt es, zwei bis drei Mal täglich eine halbe Stunde hindurch Umschläge von kaltem Brunnenwasser zu machen, unter Umständen können auch Bluteegel, Blasenpflaster und dergleichen nothwendig werden, aber man hüte sich in jedem Falle vor der Anwendung von Bleiwasser, sowohl hier, wenn selbst kleine Geschwüre auf der Hornhaut vorhanden sind, als auch bei Verletzungen des Auges durch fremde Körper, wie z. B. Glasplitter, Eisenstückchen, Zündhütchen, Torf, Steinchen, Säuren, Ralk und dergleichen. Selbst das reinste Bleiwasser, d. h. die klare Auflösung von essigsaurem Bleioxyd in destillirtem Wasser, bildet mit der Kohlensäure der Luft oder des Brunnenwassers sehr bald unlösliches kohlen-saures Bleioxyd (Bleiweiß), welches sich in die kleinen Vertiefungen der Geschwüre und Wunden niederschlägt und dicke, undurchsichtige weiße Narben zur Folge hat.

Die Flecke und Trübungen auf der Hornhaut des Auges sind häufig Ursache lebhafterer Beängstigung besorgter Mütter, und die lange Reihe der dagegen anempfohlenen Mittel zeigt, wie wenig werth alle Medicamente sind, vom Alaunappenfette an, durch alle möglichen Tincturen, Pulver und Oele hindurch bis zum Höllenstein, der nach vielfacher Anwendung in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts eine Zeit lang glücklich beseitigt schien. Aber jetzt wird wieder viel zu viel an den Augen geätzt, gepinselt und operirt, und viel zu wenig der eigenen Heilkraft der Natur überlassen." In der That, es ist unglaublich

wie rege der Stoffwechsel in der Jugend überhaupt und ganz besonders in den Augen ist, und wie die bedeutendsten Trübungen der Hornhaut ganz von selbst schwinden, wenn der Entzündungsproceß in denselben erloschen ist, und jeder weitere Reiz abgehalten wird. Deshalb verwirft Jüngling alle örtlichen Mittel, welche das Auge irritiren, Blutandrang nach demselben und Rötthung veranlassen, sogar jedwede Brille hält er hier für unzweckmäßig; dagegen empfiehlt er größte Schonung beim Lesen und Schreiben, welches nur stehend ausgeführt werden soll, Sorge für warme Füße, magere, kühlende Diät und Vermeidung jeder Veranlassung zu Erkältung. Allerdings kommen, namentlich im reiferen Alter, auch so dicke, schwielige und undurchsichtige Hornhautflecke vor, z. B. nach Bleiwasserumschlägen bei Verlegungen, scrophulösen, gichtischen und anderen Hornhaut-Geschwüren, daß man von der Naturhilfe keine Besserung mehr erwarten kann. Hier muß mit der Staarnadel der oberflächliche Theil der Narbe abgeschabt, oder durch Operation eine ganz neue Pupille gebildet werden, worüber jedoch nur ein erfahrener Arzt ein entscheidendes Urtheil zu fällen vermag."

Gar schlimm ist unser Jüngling auf das Tabakrauchen, namentlich auf Cigarren zu sprechen: „Der warme Schornstein vor den Augen muß ein für alle Male beseitigt werden.“ Wir wollen hier keine Verteidigung versuchen und geben im vollsten Maße zu, daß das Cigarren-Rauchen beim Lesen und Schreiben eine für die Augen höchst verderbliche Unsitte ist, doch scheint uns Jüngling zu weit zu gehen, wenn er sogar die Staatsregierung gegen das Rauchen zu Hilfe ruft. Es genügt, wenn beim Studiren, Lesen und Schreiben, sowie bei allen Augenkrankheiten Cigarre wie Pfeife verbannt bleibt, im Uebrigen aber rauchen Millionen mit Genuß und Nutzen, und man lasse ihnen das Vergnügen schon aus dem einfachen Grunde, weil man es absolut nicht mehr hindern kann.

Unter allen Augenkrankheiten ist der Katarrh der Augen in neuerer Zeit am meisten verbreitet, was durch größere Empfindlichkeit der Haut, leichtere Kleidung und daher rührende Erkältungen zu erklären ist. Die Schleimhaut der Augen zeigt dann eine gelbliche Rötthung und kleine, flache Bläschen, welche plagen und oberflächliche, gefährlose Geschwüre hinterlassen, die ohne Narben heilen. Der Kranke hat das Gefühl von Wärme und Trockenheit in den Augen, als läge Staub oder Sand zwischen den Lidern und dem Augapfel; Abends tritt eine Ermüdung der Augen ein, bei welcher durch häufiges Thränen das Sehen getrübt ist, und die Gegenstände wie umflort erscheinen. Dies ist der acute Augenkatarrh; der chronische, sich lange Zeit hinziehende kommt oft in höheren Lebensjahren vor und ist eine natürliche Folge der verminderten Widerstandsfähigkeit des alternden Körpers gegen atmosphärische Einflüsse. Namentlich Beamte, Personen, die an Kopfcongestion und kalten Füßen leiden, Frauen, die viel am zügigen Fenster gearbeitet haben, oder ältere Damen, die sich mit bloßem Kopfe viel in freier Luft bewegen, Männer mit dünnem oder ganz kurz geschnittenem Haupthaare, die sich gern Gesicht und Augen mit kaltem Wasser waschen, und namentlich Solche, die viel starkes Bier trinken und dabei den Cigarrenstengel in die Wunde nicht ausgehen lassen — alle diese sind dem Augenkatarrh ausgesetzt. An sich ist er ein gefahrloses Leiden, wenn nicht scrophulöse Anlage, rheumatische, gichtische Disposition vorhanden ist, oder derselbe gänzlich vernachlässigt wird. Das Gefährlichste, was man hierbei thun kann, ist, die Augen, um sich momentane Erleichterung zu verschaffen, mit kaltem Wasser zu waschen, denn gar zu leicht tritt rheumatische Complication hinzu, wodurch das Uebel sehr ernsthaft wird, oder die Entzündung geht von den äußeren nach den inneren Häuten und Theilen des Auges, wodurch stets das ganze Sehvermögen gefährdet wird. Vor Allem meide man jede Erkältung und halte den Kopf mäßig warm, Mütze, Käppchen, selbst Haartour dürfen nicht verschmäht werden. Gesicht und Augen dürfen nur mit warmem Wasser gewaschen werden, Nahrung und Getränke müssen kühlend sein, Abends wird ein Fußbad mit Pottasche, bis zum Knöchel reichend, fünf Minuten lang genommen, sowie eine Tasse Lindenblüthenthee mit Citronensaft getrunken, um eine gelinde Transpiration zu erzielen. Allenfalls legt man noch ein Zugsplaster hinter die Ohren oder macht ebendasselbst Morgens und Abends eine Einreibung von Pochenfalte. Nur für ganz hartnäckige Fälle wendet man eine schwache Auflösung von Zinkvitriol, später von Höllenstein an, welche Abends in die Augen eingetröpfelt wird. Auch ist, besonders bei gichtischer Anlage, eine Flanellbinde Nachts um die Stirn getragen recht nützlich, und eine Priese starker Schnupftabak kann als ableitender Reiz wohl empfohlen werden.

Das Flecken- und Fliegensehen (die mouches volantes) entsteht meistens durch äußere Schleimfäden, die ungefährlich sind, oder durch Flecke in der Hornhaut, Linsentapfel und Linse, welche nur durch Operation entfernt werden, aus Nervosität, Blutleere und beginnender Zuckerruhr, Krankheiten, die innere medicamentöse Behandlung erfordern. Gefahrlos ist auch das Funken- und Blitze sehen (Photopie), weil es nur aus vorübergehender Aufregung entspringt und mit Selterwasser, Limonade oder Cremor tartari bald beseitigt wird, aber sehr ernsthaft ist das Farbensehen (Chromopie) und das Bildsehen (Metamorphopie), da es stets aus gefährlichen Gehirnkrankheiten sich entwickelt. Es kann Jahre lang bestehen, bildet aber den Vorläufer von Schlagfluß und Gehirnweichung. „In einem sehr ernsten Falle der Art, wo mir der Betroffene sagte, er habe oft Stunden lang Erscheinungen vor seinen Augen, so büberreich und wechselnd, als blicke er in ein Kaleidoscop, konnte ich Jahre lang, gegen die Ansicht seines Arztes, den Ausgang in Gehirnschlag und Gehirnweichung vorhersehen, der auch viel zu früh das Ende der edelsten und erhabensten menschlichen Erscheinung herbeiführte.“

Höchst wunderbar, d. h. nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht zu erklären, ist die Achromatopie, das Unvermögen, alle oder gewisse Farben von einander zu unterscheiden. Es gibt Personen, welche z. B. Grün, Blau und Violett oder Gelb, Roth und deren Nuancen absolut nicht unterscheiden können, und deren Augen bei der genauesten Untersuchung durch den Augenspiegel nicht den geringsten Anhalt zu einer genügenden Erklärung dieses Phänomens geben. Aber noch wunderbarer ist es, daß diese Achromatopie manchmal erblich und zwar bald nur bei den männlichen, in anderen Familien nur bei den weiblichen Mitgliedern vorkommt. So war es bei einer Familie in Magdeburg, deren Männer das gelbe Getreide, das grüne Gras und den blauen Himmel von gleicher Farbe sahen!

Zum wichtigen Capitel über die Brillen übergehend, macht Jüngling auf die Vorzüge der Gläser aus brasilianischem Berg-

krytall gegenüber denen aus Kron- oder Flintglas aufmerksam. Allerdings kostet das Paar 20 Francs, aber sie sind unzerbrechlich, bekommen keine Rigen und Schrammen und werden in ihrer Klarheit und Reinheit eine wahre Wohlthat für die Augen. Früher war man nicht sicher, für schweres Geld nicht dennoch mit gutem Flintglase getäuscht zu werden, jetzt aber, wo die Turmalin-Zange jede derartige Nachahmung zertrümmert, kann man leicht den ächten Bergkrytall erkennen. Zum Schutze gegen Wind und Wetter und den grellen Sonnenschein sollen Damen graue Schleier wählen; wer aber eine Brille tragen will, muß Schalen- oder Krongläser von dem oben erwähnten Rauch- oder Neutralglase nehmen. Der Kurzsichtige (Myops) bedarf der concav geschliffenen Gläser; da aber bei höheren Graden der Kurzsichtigkeit (Myopie) das eine geübter und daher scharfer zu sein pflegt, so muß für jedes einzelne Auge die passende Nummer besonders ausgewählt werden. Die Weitichtigkeit (Presbyopie), welche besonders im höheren Alter vorkommt, erfordert convexe Gläser, welche aber nur bei starker Differenz beider Augen von verschiedenen Nummern gewählt werden sollen. Manchmal kommt es auch vor, daß das eine Auge weitichtig, und das andere kurzsichtig ist, wobei dergleichen Personen sehr stark schielen. Hier ist dann die sorgfältigste Auswahl und Zusammenstellung der Gläser nothwendig. Selten ist diese Erscheinung so auffällig gewesen, als bei dem bekannten Dramendichter Kaupach. Dieser schielte mit beiden Augen so stark und zwar nach außen, daß man sagen konnte, er sah mit dem einen Auge nach Rußland und mit dem andern nach Frankreich, obgleich er die Zustände in beiden Ländern nicht liebte. Das kurzsichtige Auge benutzte der sehr fleißige Mann zum häuslichen Gebrauche, zum Lesen, Schreiben und Studiren, aber das weitichtige diente ihm in der Gesellschaft, auf der Straße und im Freien!

Schwachichtig sind diejenigen Augen, denen das Object in keiner Entfernung klar und deutlich erscheint. Manchmal liegt der Grund hiervon in Trübungen des Auges, aber auch oftmals in Nervenschwäche und schweren Leiden des Rückenmarkes und Gehirnes. Hier läßt sich kein allgemein geltendes Regime angeben, sondern der Patient muß die Hilfe eines gebildeten und erfahrenen Arztes in Anspruch nehmen. Das Schielen ist die fehlerhafte Stellung der Augäpfel beim Sehen (entweder convergirend nach innen oder divergirend nach außen gerichtet), welches bald als Symptom einer anderen wichtigen Krankheit auftritt, bald nur Gewohnheitschielen ist und permanent oder vorübergehend erscheint. Besonders bei hysterischen Frauen tritt ein solches vorübergehendes Schielen in Folge heftiger Nerven- aufregungen und Gallenergieße ein und wird durch Ruhe und Baldrianthee leicht beseitigt. Das Gewohnheits-Schielen kommt bei Kindern vor, welche im jugendlichen Uebermuth Schielversuche machen. Die Kleinen haben wie die Affen einen instinctiven Nachahmungstrieb und beginnen zu schielen, wenn ihre Wärterin, Amme oder die Mutter selbst schielende Augen hat. Daher ist es von großer Wichtigkeit, bei der Wahl der Amme oder Wärterin für kleine Kinder genau darauf zu sehen, daß sie in ihrem Gesichte nichts Auffälliges oder Störendes habe. Alle sogenannte Schielbrillen helfen dagegen Nichts, sondern schaden geradezu durch Schwächung des Sehvermögens; das wichtigste Mittel ist, durch verständige Augengymnastik das Organ zu stärken, und erst wenn diese, Jahre hindurch geübt, ohne Erfolg ist, mag die Operation die unangenehme Entstellung beseitigen, aber „ich betrachte es geradezu als einen Frevel, wenn eine Schieloperation bereits bei kleinen Kindern gemacht wird.“

Hieran schließt sich endlich ein äußerst belehrendes Kapitel über die künstlichen Augen.

Aus einer gedrängten Analyse des nun schon in zweiter Auflage vor uns liegenden Buches uneres verehrten Jüngling wird der Leser wenigstens entnehmen, wie reichhaltig dasselbe, wie belehrend und praktisch nützlich es ist. Wir bekennen, daß wir es gern in den Händen jedes gebildeten Familienvaters, jeder verständigen Hausfrau sahen.

[2768]

Dr. Ft.

### Schneeberweht.

Welch ein Unstern trieb euch Beide,  
Arme Mutter, armes Kind,  
In die endlos öde Haide,  
Wo sich heulend wälzt der Wind!  
Schneeberweht ist jeder Pfad,  
Nirgend Licht und nirgend Rath!

Ihre Aeste seufzend strecken  
Tannen aus, vom Schnee erstickt,  
Weiße Gräber sind die Heden,  
Und wohin das Auge blickt,  
Nahe, ferne wirbelt Schnee,  
Eine kistenlose See.

Leise wie der Fall der Flocken  
Schreitet hinter Euch der Tod!  
Laß, Du Müde, Dich verlocken,  
Wenn die Kraft zu schwinden droht,  
Auszuruhn am Weidenstrauch,  
Und es mordet Euch sein Hauch.

An die Brust drückt sie den Kleinen,  
An die Brust, die selber falt,  
Ach, und immer fremder scheinen  
Jene Hügel, dieser Wald!  
Thränen weint sie viel und heiß,  
Doch auch diese werden Eis.

Und sie fühlt die Kraft versagen,  
Aber Raft ist Tod! o flich!  
Vorwärts! — nein, sie muß versagen,  
Kraftlos sinkt sie in die Knie —  
Plötzlich durch das Dunkel bricht  
Zhr ins tiefste Herz ein Licht!

Horch! es tönt wie Schlittenläuten  
Und wie Stimmenschall aus Ohr  
Der Verirrten, Tobbedräuten —  
Täumelnd rafft sie sich empor,  
Doch schon hält sie fest und warm  
Ihres Gatten starker Arm.

[2718]

Kuise 2.

### Greilte Flüchtlinge.

Erzählung von Emil Mario Vacano.

(Fortsetzung.)

#### 3. Kapitel.

Es war noch früh am Morgen, als Herr Müller, der Verwalter der Sernheim'schen Meierei, eiligst zu seiner Herrschaft aufs Schloß berufen wurde.

Herr Müller war schon seit seinem siebenzehnten Jahre den Diensten der Familie und jetzt hatte er sein fünfundsiebzigstes erreicht. Er war gleichsam mit jeder Faser seines Lebens das alte Geschlecht hineingewachsen, dem er diente. Er war grauhaarig, corpulent und hatte ein echtes Beamten Gesicht. Regelmäßig an seinem Namensfeste wurde er von der Gräfin Ruth Tisch geladen und regelmäßig war er über die Auszeichnung gestaut. Regelmäßig hielt die alte Dame dem alten Diener ihr Haus nach der Tafel eine Lobrede und brachte seine Gesundheit aus, und regelmäßig weinte der alte Mann darüber ein Kind.

Als er an diesem Morgen ins Schloß kam, merkte er zu seinem Schrecken, daß dasselbe „aus Rand und Band“ sei.

Es herrschte da eine dumpfe Verwirrung. Die Dienstleute scheuten sich mit einander zu sprechen, Alles war in gedrückter Stimmung und eilte ruhelos hin und her, ohne Befehl, ohne Zweck. Es hatte sich nämlich unter dem Gefinde das Gerücht verbreitet, die alte Gräfin habe schon sehr früh zu ihrer Tochter geschickt, und die Kammerfrau sei, ein Bild des Entsetzens, oh Comtesse Emilie zurückgekehrt. Fünf Minuten später hatte man die alte Gräfin in ihrem Morgenkleid, noch unfrisirt, sammt Madame Gabauche, welche noch ihre Papilloten trug, durch die Corridore zu ihrer Tochter eilen sehen. Dort war sie bei verschlossenen Thüren eine volle Stunde geblieben. Dann erst war sie wiedererschienen, ruhig, aber von Aussehen so, als sei sie dieser Stunde um viele Jahre gealtert. Den Dienern wurde gesagt, Comtesse Emilie sei nicht wohl und dürfe von Niemand belästigt werden; Madame Gabauche sei bei ihr geblieben. Die Gräfin war nach ihren Zimmern, nur von ihrer alten Kammerfrau begleitet, zurückgegangen, und man hatte bemerkt, daß sie auf den Arm dieser Dienerin stützte, wie halb ohnmächtig. In der Küche unten und im Hofe stüfterte man sich ungläubliche Geschichten zu, und Alle waren darüber einig, mit der Krankheit der Comtesse Emilie könne es nicht seine Wichtigkeit haben. „Denk warum? Man holt ja keinen Doctor nicht,“ sagte der alte Dienstklaus, indem er auf seine Vormittagsuppe blickte.

Gräfin Ruth ließ sich an diesem Tage so rasch als möglich ankleiden; darauf sandte sie Klaus nach dem Zimmer ihres Gatten und ließ ihn mit ihrem Morgengruße melden, sie würde ihn freuen, ihn heute, ehe er sich ins Frühstückszimmer begeben, zu sehen.

Dann kam der alte Verwalter vom Meierhofs, den die Gräfin hatte rufen lassen. Die Dame empfing ihn in demselben Salon in welchem sie auf ihren Neffen wartete. Sie war in Schwarz und schlicht gekleidet wie immer, saß auf dem Sopha und neigte beim Eintreten ihres alten, treuen Beamten wie sonst ihr Haupt. Nur erschien letzterem die alte Dame noch verschöner, als gewöhnlich und dabei doch so lebend und hinfällig. ... Sie begrüßte ihn kurz, aber nicht ungnädig und deutete auf einen Stuhl. Müller nahm auf dem äußersten Rand desselben Platz und man traktirte den alten Cylinderhut und strich sich das weiße Haar mit den Wurzeln aus dem Scheitel.

„Müller,“ begann seine Herrin, „Sie sind immer ein treuer Diener meiner Familie gewesen, und ich habe Sie heute rufen lassen, um mir Ihre Hilfe zu erbitten in einer ernsten Sache, die ich Niemand anvertrauen kann außer Ihnen. Sie müssen sich noch heute Vormittag nach Solitude hinüberbegeben und zu erfahren suchen, ob Graf Karl Baar abgereist ist und wann und wohin? Sie dürfen nicht im Schlosse fragen, sondern im Dorf Sie...“

„Gnädige Gräfin,“ wagte der alte Beamte sie zu unterbrechen, „Graf Karl Baar ist nicht auf Solitude, das weiß ich. Denn mein Wirtschaftsschreiber, der gestern Abend in Ansohl war, hat ihn dort gesehen — er hatte für die Nacht ein Zimmer im goldenen Hirsch genommen. Wahrscheinlich also, um heute bei Zeiten weiter zu fahren.“

Die alte Gräfin war, während er sprach, regungslos auf dem Sopha sitzen geblieben. Jetzt ließ ihre Hand das seine Batisttaschentuch auf den Fußteppich flattern, und ihr Kinn sank herab wie bei einer Todten.

Der alte Verwalter fürchtete, daß sie ohnmächtig sei, und machte einen Schritt auf sie zu, aber die Gräfin hatte sich in demselben Augenblick wieder erholt und erhob sich. Ihre Bewegung war hastig, ihre Stimme klang fremd und heiser. „Man kommt,“ sagte sie, „man kommt! Herr Müller, treten Sie in das Nebenzimmer und warten Sie dort, bis ich allein bin, bis ich Sie wieder rufe. Schnell, schnell!“

Der alte Verwalter gehorchte ganz verwirrt. Gräfin Ruth Sernheim blieb allein, aber nur zwei Minuten. Gleich darauf meldete die Kammerfrau, Graf Christian lasse anfragen, ob er seiner gnädigen Tante die Aufwartung machen dürfe.

Wie Graf Christian mit seinen erlauchten treuherzigen Augen eintrat, erhob Gräfin Ruth lustig, wirklich lustig die Hände zu ihm, die er ihr beide küßte.

„Christiane,“ sagte sie freundlich und heiter, „ich habe Dich heute noch vor dem Frühstück heraufgejagt, weil ich ein Opfer von Dir verlange.“

„Ein Opfer, Tante...? Tausend für eins...!“  
„Schön. Du sollst nämlich vor Allem unten ein wenig kalte Geflügel mit Sherry nehmen und dann fortreiten nach Finckenroth hinüber. Die Finckenroth sind eine gute Familie, mit sechs köstlichen Töchtern, die stets nach Gesellschaften sich sehnen. Kündig uns für morgen an und hilf den Töchtern ihre Vorbereitungen treffen.“

"Ich soll dort bleiben, Tante?"  
 "Ja, aus zwei Gründen. Emilie hat Migräne, so heftig, daß sie fast bewusstlos wurde, und Madame Gabauche bei ihr eingeschlossen ist. Solch ein Anfall dauert gewöhnlich sechs Stunden, wenn man zeitig genug die Specacuania anwendet; dann folgt

sich aber deshalb nicht minder begeistert für seine Mission und verließ das Zimmer, um Befehle zu geben, daß ein Pferd gesattelt werde.

Kaum war der Neffe fort, als auch das Lächeln aus dem Gesicht der alten Gräfin verschwand. Sie stürzte mehr, als sie

Antlitz war fast verzerrt, und ihre Hände zitterten. Ohne sich zu setzen, sagte sie: „Müller, kommen Sie her! Sie stehen nun wohl an fünfzig Jahre im Dienste unserer Familie. Sie sind ein Ehrenmann und heute meine einzige Zuflucht, meine Rettung, meine Stütze.“



Schneeverweht.

eine Mattigkeit. Unglücklicher Weise fühle auch ich mich leidend; Du würdest also vor Langerweile hier sterben. Bei den Finkenroben wirst Du lachen. Morgen Vormittag komme ich dann mit Emilie nach."

Graf Christian drückte wiederholt sein Bedauern aus, zeigte

ging, auf die Nebenthür zu, öffnete sie und rief: „Herr Müller, kommen Sie! Herr Müller!“

Wie Herr Müller eintrat, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Die früher so ruhige und später mit ihrem Neffen so heiter lachende Gräfin war gänzlich umgewandelt; ihr

Herr Müller glaubte von Sinnen zu kommen, er faltete die Hände, doch konnte er nur unarticulierte Laute hervorbringen. Er sollte eine Hauptperson sein im Leben Derer, von welchen er lebte! Sein Herz, sein altes treues Herz verging fast in dem Leiden dieser Frau, die er sonst hoch über gewöhnliche Leiden erhaben

gedacht hatte; und wenn die Gräfin jetzt in einen gähnenden Abgrund hinunter geberdet hätte, sagend: „Da muß sich Einer opfern, um die Familie zu retten!“ — der alte Herr wäre mit geschlossenen Augen hineingefsprungen. Es gibt Römerhelden selbst in stillen Kanzleiwinkeln.

„Müller,“ fuhr die Gräfin fort, wieder Platz nehmend, und winkte ihn ganz nahe zu sich, „ich bin heute krank und schwach und ich habe Niemand, der mir beisteht; ich kann Keinem in meiner Nähe sagen, was mir ist, oder ihn bitten, mir zu helfen. Mein Neffe ist gut — aber er würde mit der Zeit doch klatschen und plaudern. Dennoch brauche ich heute Jemand an meiner Seite, voll Treue, voll Verschwiegenheit, voll Ergebenheit. Sie, Müller, werden mir das Alles sein!“ Hier reichte sie ihm die Hand, die der alte Mann stumm küßte.

„So erfahren Sie denn, Müller, meine Tochter, die Gräfin Emilie Sernheim ist nicht unwohl.“

„Nicht unwohl?“

„Nein. Madame Gavauche ist im Schlafzimmer der Comtesse allein.“

„Allein...!“

„Ja. Denn Comtesse Emilie ist seit heute Morgen oder heute Nacht — wer weiß es? — aus dem Schlosse verschwunden.“

„Verschwunden...!“

„Ja!“ bekräftigte die alte Dame, indem sie sich wie vom Fieber geschüttelt erhob. „Ja! Verschwunden. Und ich habe fast die Gewißheit, daß sie mit Graf Karl Baar einen und denselben Weg eingeschlagen hat!“ — Dann schwieg sie und wandte sich um, daß der schwarze Seidenstoff um sie leise rauschte, schritt auf das Fenster zu und schien in den Schneewirbel hinauszusehen.

Herr Müller machte einen Schritt ihr nach. Er athmete schwer. Tausend Gerüchte wurden ihm jetzt klar. Aber er wußte nicht, ob er schon Alles verstehen durfte.

„Müller,“ fuhr die Dame leise, mit zitternden Lippen fort, „ich habe meinen Neffen unter einem Vorwande fortgeschickt; das ganze Schloß meint, Emilie sei unwohl; das schreckliche Geheimniß ist also behütet, so weit es möglich war. Nun handelt es sich darum, Comtesse Emilie einzuholen. Das muß ich selber besorgen. Aber allein vermag ich's nicht; ich bin alt, Müller, und ein Zufall könnte mich treffen, ich muß eine Begleitung haben. Sie werden mit mir gehen. Wohin aber? Kommen Sie in die Zimmer Emilie's. Vielleicht findet sich dort eine Spur. Man hat gestern Abend den Grafen Baar in Anzrode gesehen, sagen Sie? Welches ist da die nächste Bahnstation? Sie müssen mit mir combiniren, Müller. Mir ist es so wußt im Kopfe und so — o Gott!“ Die alte Frau weinte nicht, sie suchte nur mit den Händen die Sophalehne. Müller stützte sie. Doch in wenigen Minuten hatte sie sich wieder erholt. Sie klingelte ihrer Kammerfrau und befahl, ihre Reisetoylette herzurichten und den braunen Schlitten vorfahren zu lassen, da sie in der Stadt Einkäufe machen wolle — mit Herrn Müller. Während die Dienerin diesen Befehlen nachzukommen eilte, ging Gräfin Ruth (nicht durch den Corridor, sondern durch eine sonst verschlossene Zimmerreihe) in die Gemächer der Comtesse, nur von Herrn Müller begleitet.

Emilie's Schlafzimmer befand sich in wirrer Unordnung. Madame Gavauche ging daselbst mit gerungenen Händen auf und ab. Als sie die Gräfin mit dem Verwalter eintreten sah, versteinernte sie gleichsam; aber Jene sagte matt: „Er weiß Alles, Madame Gavauche. Er, Sie und ich, wir sind die einzigen Drei, die außer dem lieben Gott die Wahrheit wissen hier im Schlosse, und der Herr gebe, daß wir auch die Einzigen bleiben! Ich muß mich setzen, denn die Kniee sind mir wie gelähmt. Herr Müller, suchen Sie, forschen Sie, Sie sind ein Mann und ruhiger, als ich; vielleicht finden Sie eine Spur, einen Anhaltspunkt, einen

Brief — ich weiß nicht was, kurz Etwas, das uns die Richtung weisen kann. Mein Gott, und wie es schreit! Wo mag sie sein? Wo mag sie sein?“

Die alte Frau ließ sich todtnüde auf dem Sopha nieder und dachte verzweifelt daran, ob wohl eine Hoffnung sei, diesen Fleck verschwinden zu machen?

Herr Müller begann mit Frau Gavauche ein leises Gespräch und eine stille, ängstliche, eifrige Nachforschung.

Die Kleiderschränke waren offen, aber man hatte nur wenige Roben mitgenommen. Das Gepäck konnte also kaum in Mehr, als in einem kleinen Kofferchen bestehen. Der Schreibtisch war ebenfalls unverschlossen: zerfütterte oder halbzerfütterte Briefe lagen darauf umher. Die Geldcassette, welche auch die Juwelen enthielt, war verschwunden. Es war also eine offensbare, vorbereitete Flucht. Madame Gavauche, welche den Inhalt des Schreibtisches genau kannte, meldete dies der Gräfin. Herr Müller untersuchte die zurückgebliebenen Briefe und Couverts. Aber in keinem derselben war ein Name, eine Andeutung enthalten, daß Comtesse Emilie ihren Plan irgend Jemand mitgetheilt habe. Im Kamme lagen verbrannte Papiere, die indeß bei der ersten Berührung in schwarze Asche zerfielen. Zuletzt blieb Herr Müller bei dem Armleuchter stehen.

„Werden allabendlich frische Kerzen in den Leuchter gesteckt, Madame Gavauche?“ fragte er halb laut.

Diese bejahte.

„Gut!“ sagte er. „Die Lichter können vom Abenddunkel bis etwa zur vierten Morgenstunde gebrannt haben. Gräfin Emilie dürfte also um drei, vier Uhr Morgens das Schloß verlassen haben. Ist sie mit Jungfer Sali, wie wahrscheinlich, direct nach Anzrode, um dort mit — mit Jemand zusammenzutreffen, so kann sie doch nicht eher, als sechs oder sieben Uhr Morgens da eingetroffen sein, und die Spur läßt sich daselbst wohl noch auffinden. Es gibt nur zwei Wege, die sie von dort genommen haben kann: nach Rodern auf die Eisenbahnstation oder mit der Post gegen Aufsee hin. Hätten Sie wohl die Güte, Madame Gavauche, nachzusehen, welcher Anzug in der Garderobe der gnädigen Comtesse fehlt?“

Madame Gavauche fand, daß Comtesse Emilie in ihrem gewöhnlichen grauen Shawl, braunen Jaquet und Filzhute mit braunem Schleier fortgegangen sein müsse.

Nun näherte sich Herr Müller wieder unterthänig und respectvoll der alten Gräfin, welche von ihrem Sopha aus Alles mit angesehen und mit angehört hatte, und sagte: „Es bleibt Nichts übrig, als daß sich Jemand sogleich nach Anzrode begeben und die Spur der gnädigen Comtesse verfolge. Ich...“

Die alte Gräfin erhob sich rasch.

„Es ist gut!“ sprach sie. „Die Kammerfrau wird schon Alles besorgt haben. Sie, Madame Gavauche, bleiben hier in diesem Zimmer als die Pflegerin der armen, leidenden Emilie, welche in ihrem Zustande keinen anderen Schritt vertragen kann, als den Thyrigen; und Sie, Müller, Sie begleiten mich.“

„Aber Sie, gnädige Gräfin, Sie wollen wirklich selber fahren, in diesem Wetter, bei dieser Kälte!“ jammerte die gute alte Madame Gavauche. „Vergessen Sie nicht, daß Sie leidend sind und auf den Tod krank werden können!“

„Es schneit und wirbelt entsetzlich!“ fügte Herr Müller hinzu, und die beiden guten alten Leute hatten fast Thränen in den Augen. Die Gräfin stand zwischen ihnen und hielt die zitternden Hände über der Brust gefaltet: „Comtesse Emilie Sernheim ist fortgegangen nach ihrem eigenen Willen: wer darf sie verfolgen? Und wer sie verfolgt und einholt, darf er ihr sagen, sie solle umkehren? Ist sie nicht ihre eigene Herrin gegen alle Welt? Gegen alle Welt, ausgenommen gegen ihre Mutter? Kommen

Sie, Müller. Klaus soll Ihnen den Pelz des seligen Grafen geben. Ich höre die Pferde im Hofe stampfen. Ich bin geirrt, ich bin stark, und es muß sein. Wartet einen Augenblick — ist mir plötzlich so roth geworden vor den Augen —. Jetzt ist's schon wieder gut. So!“

4. Kapitel.

Der braune Schlitten, vom alten Jonas gelenkt, fuhr ziemlich langsam gegen Anzrode zu, denn der Schneesturm trieb die Pferde gerade in die Augen. Die alte Gräfin hatte den Schleier herabgelassen und den Pelztragen emporgeschlagen. Herr Müller hüftelte auf dem ganzen Wege und wickelte sich mit einer respectvollen Behagen in den gräßlichen Pelz.

In Anzrode angekommen, hielt man vor dem Wirthshaus zum „Goldnen Hirsch“. Die alte Gräfin blieb in der Schloßkammer sitzen, der Verwalter aber stieg aus, scheinbar, um die gnädigen Gräfin ein Glas Punsch zu verschaffen. Dabei fragte er nebenher in der Wirthsstube, während er ein Glas Wein trank, ob sein Schreiber gestern hier gewesen sei?

„Ja.“

„Weiter keine Gäste — über Nacht?“

„Mein Gott, nein, das Geschäft geht schlecht.“

„Aber ich hörte doch, daß Graf Karl Baar Abends hier abgestiegen sei?“

„Ja, abgestiegen wohl, aber dann hat ihn der Kammerdiener hier aufgejucht, mit dem er auf die Post übergesiedelt ist, wo Andere schon Wohnung bestellt hatte.“

Herr Müller brachte nun den Punsch an den Schlitten, während die Gräfin den Schleier hob, um daran zu nippen, ja, der alte Mann leise: „Der Graf hat in der Post logirt. Wir müssen dort wieder halten. Ich werde den Pferden Wein geben lassen.“

Vor der Post hielt man.

Da waren neue Wirthsleute, die erst seit acht Tagen Pacht saßen. Man ließ den Pferden in der Mulde Wein bringen.

„Ist die gnädige Comtesse heute früh gesund weitergekommen?“ fragte der Verwalter Müller in der Schenkstube.

„Eine Comtesse?“ Die Wirthsleute kannten noch Niemand.

„Nun, die Tochter der gnädigen Gräfin draußen!“ jagte der Verwalter. „Sie ist ja heut mit ihrer Kammerjungfer durchgekommen. Eine junge Dame mit grauem Shawl, braunem Jaquet und braunem Seidenschleier auf dem Hute!“

„So? das war also eine Comtesse!“ sagte die Wirthin während sie, auf die Eisblumen des Fensters hauchend, ein nach der Gräfin von Sernheim spähte, die in dem gedeckten Schlitten zurückgelehnt sitzen geblieben war. „Ja, die ist ja weiter. Aber ohne Kammerjungfer. Der eine Herr und die Jungfer sind mit der Post fort gegen Baiern, die gnädige Comtesse und der andere Herr auf die Eisenbahn hinüber, nach Würzburg. Nämlich die Dame mit dem Shawl und dem braunen Schleier.“

„Nach Würzburg?“

„Ja, die dritte Station nach Rodern. Sie sagte: A fahren am besten bis Würzburg und dann wieder zurück. Weiterfahr' ich nicht. Und dabei war sie recht ängstlich. So hat gesprochen unter dem Thorweg.“

„Dann wieder zurück, hat sie gesagt,“ murmelte der Verwalter verblüfft.

Als er wieder zum Schlitten zurückkam, sagte er: „Ich find auf die Station Rodern. Der Zug ist vor einer Stunde abgegangen. Der Billeteur ist mein Freund und kennt die gnädige Comtesse. Da es ihm gewiß aufgefallen ist, sie zu sold

Lied.

Allegretto con anima.

Comp. von H. Lieder.

Musical score for the first part of the song, including vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: 1. Mai-en-blüm-lein so schön, mag euch gern blü-hen sehn, drau-ßen im Frei-en, im grü-nen Mai-en, Blümlein im Gar-ten und 2. Mai-en-blüm-lein so süß, seid al-ler Lieb' ge-wiß, drau-ßen im Gar-ten, von al-len Ar-ten, Blümlein im Gar-ten und 3. Mai-en-blüm-lein so jung, seid noch nicht groß ge-nung, müßt euch be-mü-ßen, wach-sen und blü-ßen, Blümlein auf dü-s-ti-ger

Musical score for the second part of the song, including vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: 1. Wie-se, fei-ne so schön sind, als die-se. 2. Wie-se, fei-ne so lieb sind, als die-se. 3. Wie-se, fei-ne so jung sind, als die-se. 4. Mai-en-blüm-lein so süß, ich dich bald pflü-cken will, pflü-cken für

Musical score for the third part of the song, including vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: 4. ei-ne, die ich wohl mei-ne, Mägdelein gehn viel auf der Wie-se, ein-zig ge-fällt mir nur die-se.

Musical score for the fourth part of the song, including vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: 4. ei-ne, die ich wohl mei-ne, Mägdelein gehn viel auf der Wie-se, ein-zig ge-fällt mir nur die-se.

Zeit reisen zu sehen ohne Cure Gnaden, wird er sich auch gemerkt haben, wohin sie die Billets lösten. Er ist ein Haftelmacher — Verzeihung, gnädige Gräfin, ich wollte jagen, Aufpasser.“

So ging es denn weiter nach Station Rodern. Dort endlich die alte Gräfin aus, ließ sich im Bahnhofshotel ein Zimmer anweisen und dorthin Suppe und ein kleines Dejeuner bringen. Herr Müller aber ging, nach seinem Freunde, dem Eisenbahn-Assistenten zu sehen. Die Kasse war geschlossen, die Bahnhofshalle leer, aber er traf den Kassirer glücklicher Weise in seiner Wohnung. Derselbe erklärte:

„Die Comtesse Sernheim? Von hier aus abgereist? Keine Spur. Ich hätte sie doch sehen müssen; der Bahnhof ist klein genug. Nein. Die Sali, die Jungfer, ist hier durch mit einem Koffer, der die Karte bis Würde löste.“

Der alte Verwalter war wie versteinert: „Die... die Jungfer Sali? Aber die gnädige Comtesse ist ja von Anstode aus hierher abgereist — in ihrem braunen Anzuge, dem braunen Schleierhute, dem großen grauen Shawl...“

„Ja, ja, so war die Jungfer Sali angezogen, ganz elegant und städtisch, wie eine Dame. Aber die Jungfer Sali war's doch.“

„Und der Begleiter?“

„Das war, wenn ich nicht irre, der Kammerdiener des Grafen Baar auf Solitude.“

Zu Hotel wieder angekommen, beachtete der alte Mann weder die dampfende Suppe noch das kalte Geflügel, sondern sagte athemlos, außer sich: „Gnädige Gräfin, gnädige Gräfin, nehmen Sie den Pelzfragen wieder um und erlauben Sie, daß ich wieder anspannen lasse. Comtesse Sernheim hat mit Jungfer Sali die Kleider gewechselt, um uns auf eine falsche Fährte zu bringen, Sali und der Diener des Herrn Grafen Baar haben sich hierher gewandt, Gräfin Emilie aber ist mit der Post querfeldein. Wir sind einer falschen Spur gefolgt, wir haben kostbare zwei Stunden verloren und wir müssen zurück, in der Richtung auf Weibach... Ich würde rathen, in Sernheim einen Bedienten, vielleicht den alten Klaus mitzunehmen. Denn die Postwege werden sich, und wir dürfen von nun an nicht mehr Einem folgen, sondern müssen alle verfolgen. Am nächsten Kreuzweg schon werden wir uns daher trennen. Es wird aber Alles noch gut gehen. Nur Muth!“

(Schluß folgt.)

[2698]

### Der Schuh.

Von Jeanne Marie von Gayette Georgens.

(Schluß.)

Gewissermaßen waren die Schuster, obwohl es unter ihnen Dichter gegeben hat, eine Art von Schreckfiguren, und der Knie-riem in der Hand von Meister Priem illustriert auf das schlagendste eine gewichtige Taktik in der Erziehung. Dagegen nehmen die Schuhputzer eine der unterwürfigsten Stellungen im Leben ein, denn will man andeuten, daß Jemand mit Nichtachtung behandelt worden sei, so bedient man sich stets des Schuhputzer-gleichnisses, vielleicht aus dem Grunde, weil der dienstfertige Mann sich zur Erde bückt, um die Stiefel mancher Leute an der Straße beim Vorübergehen am Fuße selbst zu putzen. Das Gleichniß würde mit der Beseitigung des Stiefelglanzes durch die Wische von selbst verschwinden. Damit könnte man auch der Redensart entziehen: „er trinkt keine Schuhwische“ und „die Sonne schämt sich aufzugehen und zu scheinen bei dem Glanze meiner Stiefel.“ Der gute Geschmack will nur mattes Leder an den Füßen, kein gefirnisset; kein Orientale möchte gewichste Stiefel anziehen. Die rechten Stiefelkünstler in Byzanz bringen sogar künstliche Musterung, eine Art von Rippen in das matte, vorher gemachte Leder, damit die Sprünge, die es bei den Biegungen des Fußes an bestimmten Stellen bekommen muß, weniger zu gewahren sind oder wie natürliche erscheinen. Die bekanntesten aller Schuhmacher sind bis jetzt die, welche nicht durch ihr Handwerk, sondern durch ihre Dichtkunst und Philosophie berühmt wurden: der Nürnberger Hans Sachs und der Lausitzer Jakob Böhme. Vielleicht tritt auch einmal der umgekehrte Fall ein, und ein geistreicher, poesievoller und gelehrter Mann wendet sich dem Schuhstudium zu und wird durch seine Leistungen bei seinem Leisten allgemein und historisch berühmt. Eine literarisch bedeutende Persönlichkeit ist der Schuster ja schon längst dadurch, daß er einem Kater ein Paar Stiefel anzufertigen wußte, in denen das Gesicht mit dem Katzenbuckel alle seine Zwecke erreichte und einen dummen Bauer zum König machte. Der kleine Pantoffel des Hühnerbröckels war freilich von Glas und nicht von Leder, aber es hatte ihn doch immerhin ein Märchenmacher gemacht. Nur für die Gufe Gänzchen, die im Stroh klappern, konnte der Schuster keine Schuhe zu Stande bringen, er hatte wohl Leder, aber keinen Leisten dazu.“

Dafür aber verfertigte er als Sinnbild der Geschwindigkeit die Siebenmeilenstiefel, welche außer den großen Schritten, die sie zu machen wußten, noch die merkwürdige Eigenschaft besaßen, Jedem zu passen, der sie anzog, dem riesigen Menschenreißer wie dem winzigen Däumling.

Trotz aller dieser Kunststücke, welche das Märchen dem Schuster zuerkennt, gebietet ihm das Sprichwort, bei seinem Leisten zu bleiben, also weder für Gänse noch für Kater, weder für Vielstraßen noch für Sikiputaner Stiefel zu machen, und er gilt, wenn er über seinen Leisten hinausgeht, als der Repräsentant aller Dorer, die mehr wollen oder Anderses, als sie im Stande sind durchzuführen; wie auch Apelles, der berühmteste griechische Maler seiner Zeit, der große Stücke auf einen damaligen Schuhkünstler hielt, weil er die Wichtigkeit seines Handwerks erkannte; diesem rief: „Schuster, bleib bei deinem Leisten.“ da derselbe sich nicht mit den Fortschritten in seinem Gewerbe zufrieden geben, sondern über sein Fach hinausgehen wollte.

„Das auserwählte Volk Gottes,“ die Juden, immer auf Verdienst bedacht, suchten schon früh das gewinnbringende Handwerk mit dem weniger einträglichen eines Schriftgelehrten zu ver-einigen und hatten bereits in alter Zeit einen Rabbi-Schuster in Gemara, wie auch viele andere Handwerker und Gelehrte in einer Person, damit die praktische Geschicklichkeit der ersten die Er-benheit der letzten sichern konnten; ob die Rabbi aber Alles über einen Leisten schlugen oder vorzügliche Schuster waren, ist nicht bekannt geworden.

Fantastische Schuster nennt die Geschichte so manche, und daß in den Bauernkriegen als Revolutionszeichen ein Schuh auf die Stange gesteckt und herum getragen wurde, dazu hatte ja eben-falls ein Schuster die Hand geboten.

Ja, daß die Schuster überall, wo sie mit Hammer und Schurz-fell erscheinen, den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen und ein-flußerig für unsere Standpunkte und Stellung sind, darüber läßt sich nicht streiten; und nun gar die ganze Zunft, wie sie zuerst Heinrich der Finkler in Deutschland gründete, ein wahres Heer des Fortschritts im Ganzen wie im Einzelnen, bis zu den Wiener und Berliner Schusterzungen herab, deren Mautfertigkeit ja welt-bekannt ist, und die nicht ein Atom von jener demuthsvollen Unter-würdigkeit haben, die sich nicht würdig hält, dem Höherstehenden die Schuhriemen aufzulösen, und die sich auch keineswegs wie die Schuhputzer behandeln lassen, da sie vielmehr wie die Götterboten empfangen werden, wenn sie mit einem Paar neuen Stiefeln recht-zeitig erscheinen. Ja, sie identifizieren so sehr den Stiefel mit dem Menschen, daß sie nichts Ungehöriges an dem Rätselfel jenes Bauers finden würden, der ganz naiv fragte: was das sei? Es finge mit A an und wäre ein Theil des menschlichen Körpers? Die Auflösung des Rätselfels war: a Paar Schuh. Hätte dieser Rätselfel-mann nur im entferntesten ahnen können, in wie nahen Be-ziehungen für alle Altersstufen, für alle Nationen und Völker mit Gang und Tanz, mit Liebe und Herrschaft, mit Lust und Leid der Schuh steht, er würde den Theil des menschlichen Körpers in einen Theil der Weltgeschichte umgewandelt haben. Auf Schusters Rap-pen kommt fast die ganze Welt vorwärts, nur ein kleiner Theil läuft barfuß, und ein anderer fährt. Für den letzteren dienen die Schuster, deren Machwerk nicht drei Tage lang hält, und die sich bei ihrer schlechten Arbeit damit rechtfertigen, daß sie nur Schuhe, um darin zu fahren, nicht um darin zu gehen, machten.

Eigentlich könnte man unter Wagenhühen aber nur solche, welche den Zweck haben zu wärmen, ein Paar Fußsäcke abzu-geben, groß genug, um ein Paar feste Schuhe darunter ziehen zu können, verstehen. Schuhe zum Herumgehen, selbst nur im Hause, dürfen jedoch nicht sackartig an den Füßen hängen, sie ermüden mehr, als ein knappsitzendes Fußwerk, und das Herumtapfen in den sogenannten „Parisern“, welche zu dem Rätselfel veranlaßten, dessen Auflösung den Kaiser von Frankreich am wärmsten sitzen läßt, weil er eine Million Pariser hat — ist ebenso unangenehm für das feinhörende Ohr wie das Schlurren mit den Pantoffeln, das Klappern mit den Absätzen. Gleich wenig wie elegante weiße Atlaschuhe passen weiße Filzschuhe mit ihrer plumpen Form zu einem Hausanzuge und zu den Beschäftigungen im Hause.

Der Tanz gehört zu des Lebens Reizen, und der Schuh ist unerlässlich dazu wie der Stiefel zum Ritt.

„Tanz, Kindlein, tanz!  
Deine Schuhlein sind noch ganz;  
Laß Dir sie nit geruee,  
Der Schuster macht Dir neue“

heißt es in dem Kinderspruch, und „Es gehört mehr zum Leben, als rothe Schuhe zum Tanz,“ spricht die Mutter zur Tochter, die in die Ehe hineintanzten möchte. Selbst Lene, die bescheidene Zimmermannsbraut im „Fest der Handwerker“, wünscht sich ein Paar ironapelne Schuh zum Tanz, und die Ballettänzerin ist verloren, wenn die richtigen Schuhe fehlen.

Die junge tanzende Welt wird erst durch den Schuster be-sehlt, indem er die Füße leicht beschlitt, denn in schweren Holz-schuhen, in plumpen Wasserstiefeln kann man nicht tanzen, ebenso wenig wie der Jäger in Tanzstiefeln auf die Jagd gehen kann. Auch ihm, dem kühnen Jäger, muß der Schuster „auf die Beine helfen“, wie dem leichten Tänzer, der flinken Tänzerin.

Die Lust am Jagen war ja überdem die erste Veranlassung zu der Tracht der hohen Stiefel, die das Bein vor den Ver-rührungen dornigen Gestrüppes und schlammigen Wassers schützen sollten.

Auch den Jagd-, vielmehr Eisjagdhunden hat man Schuhe oder Jagdstiefel angelegt, um sie vor dem scharfen Eise zu schützen. Diese Art Hundeshuhe verfertigt der Künstler so, daß die Zehen von Mphlor oder Schnapphans durch kleine mit Fleiß gemachte Löcher durchgehen. Diese Stiefeletten werden den vierfüßigen Jägern bei dem Auszug auf den Seehundsang an die Beine ge-bunden und erinnern an die erste menschliche Beinbekleidung mit Pferdehaut, der Art vollführt, daß man dem Pferdefuß die Haut abzog, diese umkehrte, so lange beschabte, bis sie ganz glatt war, darauf wieder wendete und nun die dicke Haut über die eigene wie einen Strumpf zog. Schuhe und Strümpfe waren uranfäng-lich, als man noch nicht jagt: „Auf einem Strumpf, auf einem Schuh, ei da geht es lustig zu!“ eins und dasselbe. Der Schuh saß an der Hohe oder der „Bruch“ fest und wurde von den Män-ner zugleich angezogen; die Trennung beider Bekleidungsstücke wurde erst nach und nach vollbracht, und noch später fand sich der Strumpf als eine weitere Entwicklung und Bervielfältigung der Bein-tracht hinzu. Da wo die Verwahrung gegen die Kälte nöthiger ist, verdoppeln sich Strümpfe, Stiefel und Hosen, wie bei den Lappländern, und mit Heu und Stroh, weich wie Flachs geklopft, stopfen sie noch die weiten Stiefel aus, in denen, wie die Sage von den Eskimo's geht, sie selbst ihre kleinen Kinder unterbringen und mit auf der Reize bei sich führen, wie der Alte in Pfeffel's Gedicht die Türkenpeise von rothem Thon mit goldnem Reischen auf allen seinen Zügen im Stiefel mit herumtrug. Früher als das Männer- und Frauenschuhwerk sich noch fast ganz gleich war, aus zusammengenähten Fellen und Häuten bestand oder aus Geslecht von Stricken, Salbändern und Haaren, Gras, Stroh und Winken, da waren die Frauen die fast alleinigen Schuhmachermeister. Später übernahmen es die Männer, und die Gewerke, bei denen jetzt Ahle und Beschdrat, Nagel und Zwecke, Leder und Holz in Anwen-dung kamen, trennten sich in die Männer- und Frauenschuh-macher, und es war gesetzlich verboten, daß einer dem andern in das Handwerk pflügte; heute ist die Vereinigung und Ver-mischung bereits so weit gediehen, daß Frauen Hujarenstiefel nicht nur tragen, sondern sogar anfertigen, daß also die Männerhuster-arbeit ebensowohl in weiblichen Händen ruht, vielmehr ebensowohl von ihnen thätig betrieben wird, wie die weibliche von Männer-händen.

Lust und Liebe zum Schustern hatten die Frauen von jeher, und es war zeitweilig so sehr im Geschmacke der Zeit, daß selbst die vornehmen englischen Ladies sich ihre Schuhe selber machten und für den Unterricht, den sie darin bei angehenden Schustern nahmen, gern eine Guinee und mehr, also ein theures Lehrgeld zahlten.

Eine derartige weibliche Schusterei, die sich hier im Salon mit Schweineborsten und Schusterpech zu schaffen macht und dort bei einer Frauenindustrie-Ausstellung — zur allgemeinen Belu-stigung — ein Paar Hujarenstiefel als Ergebnis des Geschickes und der Leistungsfähigkeit präsentiert, ist nur Koketterie. Wir stimmen bei dem Schusterhandwerk für die Theilung der Arbeit. Frauenhände mögen Frauen- und Kinderschuhe anfertigen; es wird damit in einem tochter- und kinderreichen Hause viel erspart

werden; es wird ihnen das Zuschneiden der feineren Stoffe, das Füttern und Schnürlöcher machen und Einfassen der Schuhe mit Band — Arbeiten, die den Männern überhaupt nicht zukom-men — wohl gelingen; das Zusammenweben aber mag der Schuster mit der kräftigeren Hand und dem Hammer vollbringen. Männerstiefel, renines, Kanonen, waterproof und Stulpen ge-hören nicht in das Gebiet der Frauenarbeit.

Daß die Schuhtracht in alter Zeit eine Auszeichnung und Bevorzugung für den schwächeren und vornehmeren Theil der Menschheit war, entnehmen wir daraus, daß nur Könige und Frauen Schuhe trugen, und es gab also nur vornehmlich Hof-schuster. Freilich wollte schon Christus, daß seine Jünger beschuht seien. Moses und Joseph scheinen Schuhe gehabt zu haben, welche den ganzen Fuß bedeckten, weil letzterer von gestickten Schuhen redet. Judith soll so schöne Schuhe gehabt haben, daß sie den Holofernes damit blendete, doch wollen wir uns diese Schuhe eben nicht zum Muster nehmen, denn blenden soll die Fußbeklei-dung nie.

Seltam genug hatten die Schuhe in früheren Jahrhunderten ihr bestimmtes Maß nach dem Range Dessen, der sie trug. Die Schuhe eines Fürsten waren zwei und einen halben, die eines Freiherrn zwei, und die eines Edelmanns ein und einen halben Fuß lang. Hieraus läßt sich die Redensart: „Auf einem großen Fuße leben“ leicht erklären.

So lange die Kinder noch unbeschuh't umherliefen, konnte es auch keine Leute geben, welche die Kinderschuhe noch nicht aus-getreten hatten; vordem herrschte aber die Sitte, daß bei einer Adoption der Sohn in den Schuh des Vaters treten mußte, zum Zeichen der Besitznahme, die mit dem Sohnesrecht zusammenhing. Eine andere gebot dem Bräutigam nach der Beringung seiner Braut einen Schuh ebenfalls als Zeichen des Besitzes und der Herrschaft zu überreichen, ein Begriff, der sich bis heute mit dem Pantoffel verknüpft.

Die Entstehung des Pantoffelregimentes gehört der Sage, aber sie ist deshalb nicht ungläubwürdig. Diese erzählt, daß der stärkste aller Ritter, wegen dieser seiner Stärke Polyphem genannt, der erste Mann war, der unter die Herrschaft des Pantoffels gerieth.

Nach einem langen blutigen Kriege, heißt es, welchen Papst und Kaiser mit einander geführt, war endlich Friede gemacht, und ein großes Turnier angelegt. Zwei Parteien sollten dabei erschei-nen, die eine in den Farben des Kaisers, die andere mit dem Kreuz des Papstes. Polyphem wollte keins der Zeichen anlegen; er erklärte sich als freier Mann, der weder den kirchlichen Bann-fluch, noch die Reichsacht fürchtete. Um so mehr fürchtete Beides die schöne junge Frau des Ritters, Beatrix geheßen. Sie bat und flehte, er möge ihr zu Liebe sich kaiserlich oder päpstlich ge-sinnt zeigen. „Ich will zwölf Ritter besiegen, um Dir meine Liebe zu beweisen, aber keine Zeichen der Knechtschaft tragen,“ erwiderte ihr Polyphem. Beatrix wurde endlich durch den Wider-spruch gereizt und verließ in zorniger Aufregung ihren Gatten.

Hestig schlug sie die Thür hinter sich zu, hatte aber beim ra-schen Abgehen einen ihrer kleinen Pantoffel vom Fuße verloren. Polyphem stand einen Augenblick bestürzt, kaum aber erblickte er das zurückgelassene Pfand am Boden, so war er rasch entschlossen. Er bückte sich, hob den Pantoffel auf, besetzte ihn an seinen Helm und eilte damit zum Turnier. Bei dem Anruf: „Ob er sich unter den Kaiser oder unter den Papst stellen wolle?“ ant-wortete der Ritter: „Ich stelle mich unter den Pantoffel!“

Wie ein Lauffeuer ging dieses Wort des Ritters von Mund zu Mund, und bald stellte es sich heraus, daß noch mehr Ritter unter dem Pantoffel standen, ja, so viele, wie unter dem Kaiser und dem Papst zusammen, und etliche darüber.

Mag er eine Form haben, welche er wolle, im Schuh steckt einmal etwas Despotisches, Tyrannes Ausübendes; mußten doch in diesem Sinne, nach altem Kriegs- und Siegesgebrauch, unter-worfene Fürsten den Schuh des Siegers als Zeichen der Unter-werfung tragen.

Geschickt und zierlich in kleinen Pantoffelchen herumzugehen und sie nicht von den Füßen zu verlieren, auch nicht damit zu schlurren, ist eine Sache der Uebung. Die Orientalinnen und Spanierinnen verstehen diese Kunst, obwohl deren Pantoffelkapp-chen nicht größer sind, als die an unsern Gamaschenstiefeln üb-lichen Lackspitzen. Aber sie bringen auch nicht alle fünf Zehen darin unter: die größte derselben liegt gewöhnlich oben auf.

Slippers nennt der Engländer die Pantoffel, also Schlüpper auf Deutsch, Fußlinge, in welche man leicht hineinfährt und denen man einem alten Aberglauben nach in der Witternachtsstunde der Neujahrsnacht die Macht der Prophezeiung verleiht. Der leicht am Fuß sitzende Schlüpper wird von dem Witzbegierigen, der sich mit dem Rücken gegen die Stubenthür auf dem Boden niedergelassen hat, über den Kopf geschleudert, und die nach einwärts oder aus-wärts gekehrte Spitze des Pantoffels jagt ihm, ob er — oder viel-mehr sie, denn meistens richten Mädchen, die sich zu verheirathen wünschen, an das Schicksal die Frage — in dem folgenden Jahre noch im Hause bleibt oder herauskommt.

Ebenfalls, aber in einem großen Kreise am Boden sitzend, spielt man das englische Gesellschaftsspiel „hunt the slipper“ oder die Pantoffeljagd. Der Pantoffel geht, wie der Thaler beim Thalerwandern, von Hand zu Hand, und Jeder, der seiner hab-haft wird, sucht dem danach Herumsuchenden unversehens einen Schlag damit zu verfehen. Daß dazu kein benagelter oder mit sechs und sechzig Schod sächsischen Schuhzwecken versehener Schuh genommen wird, sondern ein leichtes Pantoffelchen, federleicht wie eine Fliegenklappe, versteht sich von selbst, denn bei dieser wilden Jagd liegt eben in dem „Schlag auf Schlag“ die größte Lust, welche bei all zu derber Ausführung nicht mehr Spiel, son-dern Schlägerei wäre.

Wie reizlos bei den Deutschen im Allgemeinen die Pantoffel-tracht ist, beweist schon, daß man sie als Symbol der Nachlässig-keit auffaßt. In Schlessien, wo man unter einer Laiche oder einem latschigen Frauenzimmer ein unordentliches, nachlässig ge-keidetes versteht, heißen die Pantoffel geradezu Laischen. In Ostpreußen nennt man sie Schlorren, und eine Kraßdrohung im Volke äußert sich häufig in den Worten: „Ich hau' Dir mit der Schlorr' um die Ohren.“ Wenig zu jagen hätte selbst die Aus-führung dieser Drohung mit einem Berliner Strohpantoffel; sie würde höchstens die Wirkung eines kleinen Wischers haben. Die Industrie dieses Pantoffelzweiges ist nicht genug zu rühmen; das bieglame Gerstenstroh vertritt darin vollkommen das spanische Gras, stipa tenacissima, aus welchem die campagi der alten Römer geflochten waren. Die leicht wattierte und mit baum-wollenem Stoff überzogenen und gefütterten Strohpantoffel die-nen besonders in der Nacht zum Hineinschlüpfen, um ungehört in Krankenzimmern von Bett zu Bett zu gehen. Auch künfter

